Lebensfragmente

Ludwig Fulda.

Lebensfragmente.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 5. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Fulda, L., Lebensfragmente. 2 Novellen. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 3. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lenbach, Ernst, Abseits. Erzählungen.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Proelß, J., Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 34. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 15. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 27. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 19. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 18. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Es war. Roman. 21. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 9. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

SCLAKE

Lebensfragmente.

Zwei Novellen

von

Ludwig Fulda.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Zweite Auflage.

385-46
2111/97

Stuttgart 1896.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Erwin Dürer 7

Die Hochzeitsreise nach Rom 115

Erwin Dürer.

(1887.)

Junge, du bist ja ganz verwandelt; ich erkenne dich gar nicht wieder!“ so sagte eines Tages Meister Ruhland im Atelier zu seinem jungen Schüler. Meister Ruhland hatte recht. Aber es war alles ganz natürlich zugegangen.

Als einige Jahre zuvor Erwin Dürer kaum neunzehnjährig aus seiner thüringischen Heimat in die süddeutsche Kunststadt gezogen kam, da unterschied er sich in nichts von hundert andern seinesgleichen. Er wollte Maler werden. Warum? Er war in der Zeichenstunde immer der Erste gewesen, und sein Vater, ein ehrsamer und wohlhabender Weißbindermeister, der sich auf seine alten Tage bis zu sinnreichen Wirtshausschildern verstiegen hatte, wünschte durchaus, daß der Sohn noch ein größerer Künstler werde als er selbst. Dagegen hatte Erwin nichts einzuwenden. Er ergriff einen Beruf, weil er nicht von einem Beruf ergriffen wurde, und das Malen stellte er sich recht lustig vor.

So ganz lustig war es nun freilich nicht, wie er gedacht hatte. Der tüchtige Mann, zu dem er in die Lehre kam, hielt ihm gleich am ersten Tage eine Rede, welche in den Worten gipfelte: „Begabung ist eine Kutsche,

und Fleiß ist ein Gaul. Der Gaul ohne Kutsche kann einen weiterbringen, die Kutsche ohne Gaul aber nicht.“ Diese Rede hielt Meister Ruhland, vor seiner Staffelei stehend, und ohne von der Arbeit aufzublicken; denn er war gerade mit der Untermalung einer Pferdemarktscene beschäftigt.

Erwin ließ sich das gesagt sein. Er war fleißig ohne Uebereifer, thätig ohne Thatendrang. Er besaß die stille, beharrliche Arbeitsamkeit von Menschen, die durch nichts von ihrem geraden Wege abgelenkt werden, nicht durch innere Zweifel und Kämpfe, nicht durch flackernde Wünsche und Leidenschaften. Er lebte mit der größten Regelmäßigkeit, wurde von seinen jedesmaligen Wirtsleuten als Muster und Vorbild eines Mietsherrn vergöttert, legte sich jeden Abend Punkt zehn Uhr zu Bett und fand sich nach einem gesunden Schlaf jeden Morgen mit dem Glockenschlag acht Uhr im Atelier ein. Dieses Leben setzte er mehrere Jahre ohne die geringste Unterbrechung fort; nur im Sommer gestattete er sich eine Erholungsreise in das nahe Hochgebirge, bei der er jedoch seine Studien gewissenhaft weiter betrieb. Die einzige ernstere Erschütterung im Laufe dieser Jahre erfuhr er durch den plötzlichen Tod seines Vaters. Seine Mutter war ihm schon in früher Zeit entrissen worden.

Vor Meister Ruhland hatte er gleich anfangs einen gewaltigen Respekt empfunden. Dieser Respekt steigerte sich bald zu einer fast mädchenhaften Hingebung. Der alte Mann erwiderte das Gefühl in seiner Weise. Er hatte schon begabtere Schüler gehabt, doch von den meisten Undank geerntet; Mißtrauen und daraus entspringende

Menschenscheu ließen ihn immer mehr vereinsamen. Auch besaß er die halb stolze, halb demütige Verschlossenheit eines Mannes, dessen blühende Träume einmal unter dem Frosthauche einer großen Enttäuschung erstorben sind. Das schmiegsame, willige, immer gleiche Wesen Erwins zog ihn an, die unbedingte Ehrfurcht des jungen Menschen wirkte tröstlich und wohlthuend auf ihn, und der Fleiß des Schülers, den Tadel und Mißerfolg niemals beirren konnten, erweckte in ihm eine väterliche Bewunderung.

Diese blieb sich gleich, auch als nach Jahren immer noch keine großen Resultate des Fleißes sichtbar wurden. Endlich stellte Erwin ein Bild aus, das Porträt einer alten Frau. Die Kritiker rühmten die Sorgfalt der Malerei, die Peinlichkeit der Pinselführung und Genauigkeit des Kolorits, die Kenner sprachen von der „Individualitätslosigkeit" des Bildes, und die jungen Maler stellten sich davor und machten schlechte Witze. Die letzteren lagen hier besonders nahe, weil der Unglückliche den Namen Dürer trug und der Vergleich mit seinem großen Nürnberger Namensvetter den komischen Kontrast schon in sich schloß. „Lucus a non lucendo!" sagten die Kunstjünger, die Lateinisch verstanden; die Mehrzahl, welche dieser klassischen Sprache nicht mächtig war, variierte denselben Gedanken in einheimischer Ausdrucksweise.

Ein guter Freund Erwins, der Schlachtenmaler Ballerstedt, der diese Scherze lachend mit angehört hatte, entrüstete sich nachträglich so sehr darüber, daß er sie dem Betroffenen haarklein wiedererzählte. „Du mußt dich darüber nicht grämen," sagte er, indem er sich gleich-

zeitig eine Cigarette drehte; „solchem Spott entgeht niemand, und ein Mann wie du kann ihn verachten."

Das that Erwin auch redlich. Aber als er nach Tisch — jene Unterredung hatte im Wirtshaus stattgefunden — das Atelier wieder aufsuchte, stieg zum erstenmal eine bittere Empfindung in ihm empor. Es regte sich etwas wie Groll in seinem Innersten, weniger gegen die Spötter als gegen sich selbst. „Ein Mensch meines Namens hat gelebt, der unendlich viel mehr konnte, als ich jemals zu stande bringen werde," sagte er sich. „Wozu bin ich da? Was soll ich noch?" Und er kam sich selbst ziemlich überflüssig vor.

In dieser Stimmung betrat er das Atelier, wo Ruhland an einem größeren Bilde arbeitete. Es stellte den bewegten Vorgang einer Versteigerung dar und ging seiner Vollendung entgegen. Da dies Werk für die Ausstellung bestimmt war, welche im Mai eröffnet werden sollte, und das Frühjahr vor der Thüre stand, so mußte der Künstler mit doppelter Ausdauer schaffen. Der Raum, in dem Erwin zu arbeiten pflegte, stieß unmittelbar an das Atelier seines Lehrers und war von demselben nur durch eine immer offene Portiere getrennt. Dadurch wurde es möglich, daß beide, vor ihrer Staffelei stehend, sich miteinander unterhalten konnten, und Ruhland bekannte häufig, die Arbeit gehe ihm bei derartigen Distanzgesprächen leichter von der Hand. Heute aber warf Erwin hastig Hut und Mantel auf einen Stuhl seiner Werkstatt und eilte zu Ruhland hinüber.

„Was geht vor, mein Junge?" fragte der Alte in besorgtem Tone; denn Erwins verstörtes Wesen war ihm

sofort aufgefallen. „Was geht vor?“ Dabei deutete er auf einen niederen Sessel und tupfte gleich wieder an dem kräftigen Backenbart des Auktionators herum, der ihm noch immer nicht charakteristisch genug vorkam.

Erwin warf dem Sessel nur einen verlorenen Blick zu und begann, während er in dem mäßig großen Zimmer mit langen Schritten auf und ab ging, zu erzählen, weit lebhafter als sonst. Er berichtete, was für schlimme Dinge über ihn und sein Bild im Umlauf seien, und fügte hinzu, daß die Lästerer wohl nicht so ganz unrecht hätten. „Ist es nicht wirklich ein Hohn,“ so fuhr er immer erregter fort, „daß ich, der Träger eines solchen Namens, nichts fertig bringe als fleißige Stümpereien? Wäre es nicht vernünftiger, ich bräche meinen Pinsel in zwei Stücke und stellte mich hinter den Ladentisch, wo ich doch wenigstens alles leisten könnte, was von mir verlangt wird?“

Er zerknüllte ein Zeitungspapier, das er vom Tisch mechanisch aufgegriffen hatte, zwischen den Händen und warf es trotzig zu Boden. Dann hielt er plötzlich in seiner Wanderung inne, ließ sich in den Sessel fallen und stützte den Ellbogen auf den Tisch, als müsse er diese trüben Gedanken sogleich weiterspinnen. Ruhland hatte ihm mit einer halb besorgten, halb erstaunten Miene zugehört. Er ließ sich dabei in der Arbeit nicht beirren; aber während er an seinem Auktionator herumpinselte, schielten seine alten Kinderaugen in immer kürzeren Zwischenräumen zu Erwin hinüber. Als dieser schwieg, legte er ganz gegen seine Gewohnheit Pinsel und Palette aus der Hand und trat dicht vor den ungebärdigen Schüler hin.

„Recht so, mein Junge!“ sagte er ganz behaglich. „Laß dich nur tüchtig durchrütteln; das ist dir gesund. Aergere dich, und wenn dein Aerger vorüber ist, dann werden sich die andern ärgern; denn dann wirst du was können.“

Es war nicht zu ersehen, ob Erwin diese Worte überhaupt verstanden hatte; er stierte wie geistesabwesend auf den Boden, auf dem allerlei Kleinigkeiten herumlagen: Papierschnitzel, Farbenhülsen, Cigarrenstummel und einige Bleistifte.

„Ja, ja!“ murmelte er vor sich hin.

Plötzlich fühlte er die Hände Ruhlands auf seinen Schultern. Nun hob er den Kopf empor und blickte dem Alten gerade in die Augen, welche einen mild feierlichen Ausdruck angenommen hatten.

„Du hast noch nichts erlebt, mein Junge, und deshalb hast du auch noch nichts geleistet. Du hast noch einen zu gesunden Schlaf. Wer gut malen will, der muß wenigstens eine Zeit lang sehr schlecht geschlafen haben — oder auch gar nicht. So habe ich's gelernt. Und weil jetzt der rechte Augenblick dazu ist, will ich dir's erzählen.“

Er machte eine Pause, als ob er eine Antwort Erwins erwartete; doch als dieser nur seufzend die Augen mit der Hand bedeckte, zündete er sich eine kleine Pfeife an, die auf dem Tisch gelegen hatte, zog sich einen Renaissancestuhl herbei, wie man ihn auf mehreren seiner Bilder abkonterfeit sieht, und begann:

„Ich erinnere mich nur dunkel an die Zeit, wo ich genau so war wie du. Ich war in demselben Alter,

etwa vierundzwanzig. Weiß der Teufel, wie gescheit ich mir damals vorkam, und wenn ich einen Gaul gemalt hatte mit grünem Rasen drunter und blauem Himmel drüber, so war ich der Meinung, ich hätte eine Lücke in der Schöpfung ausgestopft. Ja, solche Meinungen kann ein vernünftiger Mensch haben, wenn er noch nichts erlebt hat. Aber dann kam's mit einem Male. Da zog an meinem blauen Himmel das Gewitter herauf und zerklatschte mir den grünen Rasen, daß ich ihn selbst nicht wiedererkannte. An einem Sommerabend geschah's, auf einem Bierkeller, wo ich an den Tisch einer lustigen Gesellschaft geriet. Lauter vergnügte, harmlose Menschen, alte und junge. Und sie war auch dabei. Sie schaute mich an mit ihren klaren Augen, als wollte sie sagen: Sind wir uns endlich begegnet? Das ist schön! Nun wollen wir auch fürs Leben hübsch bei einander bleiben. Und dann zog auf einmal das schwere Gewitter herauf, Blitz, Donner und Hagel. Wir mußten flüchten; im Gedränge verloren wir ihre Angehörigen. Eine Viertelstunde später war das Wetter vorbei, und der helle Mond sah zu, wie wir uns küßten.

Später hat auch die Sonne öfters zugeschaut; doch von der Seligkeit, deren Zeuge der Mond gewesen, konnte sie nichts wissen. Denn nun kamen die Sorgen; eintönig grau umringten sie mich und benahmen mir den Atem. Ich hatte eine geliebte Braut; aber das Glück, das wir uns träumten, war so fern wie der Rauch einer Hütte drüben über dem reißenden Strom. Sie besaß wenig, und der Ertrag meiner Bilder reichte kaum hin, mich allein vor Not zu schützen. So erschien die schwerste

Stunde meines Lebens, die Stunde, wo ich zu wählen hatte zwischen meiner Liebe und meiner Kunst. Ich liebte meine Kunst, aber ich entsagte ihr um einer stärkeren Liebe willen. Ich kehrte zu dem Handwerk zurück, das ich in der Jugend gelernt, dem ich mich für immer entflohen geglaubt. Damals empfand ich nicht, was ich auf mich genommen. Denn als ich aus der Tischlerwerkstatt zu ihr kam, da fiel sie mir um den Hals und stammelte unter Küssen und Thränen: Du hast mir das größte Opfer gebracht; ich kann es nur vergelten durch tausendfältige Treue all mein Leben lang!

Siehst du, mein Junge, das hat sie wirklich gethan. Ich war geliebt wie je ein glücklicher Mensch. Und dennoch litt ich, weil ich meine Kunst nicht vergessen konnte. Aber so oft eine sanfte Hand über meine brennenden Schläfen glitt, da dachte ich mir: Wie nun, wenn ich meiner Liebe entsagt hätte? Das hätte die Muse doch nicht gekonnt!

Acht Jahre lang dauerte dieses Glück und diese Pein. Und als endlich ein Bild von mir, das einzige, welches ich mir während all der Zeit in mühsam zusammengescharrten Freiheitsstunden abgerungen, weit über mein Erwarten gefiel, als ich freudiger in die Zukunft blicken durfte, als meine Erlösung aus dem Joch bevorstand, da ist mir meine Frau an einer jähen Krankheit gestorben. . . . Ich stand an ihrem Grabe und hatte den Mut, das Haus wieder zu betreten, aus dem man sie fortgetragen. Als ich nach Monaten wieder zu mir kam, da wußte ich, daß ich nur noch ein Glück vom Leben zu erwarten hatte, nicht das größte, aber doch groß

genug, um dafür weiter zu atmen, das Glück der Arbeit. Und da wußte ich auch, daß ich malen konnte."

Der alte Mann schwieg. Erwin hatte aufmerksam zugehört. Jetzt beugte er sich nieder und ergriff mit beiden Händen Ruhlands Rechte. „Lehren Sie mich, was ich thun soll," sagte er leise.

„Laß dich vom Leben belehren!" erwiderte Ruhland. Er stand auf und schüttelte sich ein wenig, als könne er dadurch die unerbetene weiche Stimmung von sich abwerfen. Dann that er drei große Schritte auf die Staffelei zu und hatte schon ein paar kräftige Pinselstriche gemacht, als Erwin sich endlich auch erhob und langsam nach der Richtung seines Ateliers ging.

„Halt einmal, Erwin!" rief jener hinter seinem Bilde hervor. „Heute wird es mit dem Arbeiten doch nichts. Ich bin auf dem besten Wege, meinen Auktionator total zu verderben. Da ist's ratsam, ganz aufzuhören. Und du wirst auch nicht gerade in der Schaffenslaune sein; drum will ich dir einen Vorschlag machen. Begleite mich zu meiner Schwägerin. Wir werden dort königlich empfangen werden. Die gute Frau drängt mich schon lange, daß ich einmal zum Kaffee kommen soll. Sie hat Besuch aus der Provinz, und da möchte sie gern mit mir Staat machen."

Eine halbe Stunde später befanden sich die beiden auf dem Wege zu Frau Petri, der Schwägerin Ruhlands, deren Wohnung von dem Atelier nur durch einige Straßen getrennt war.

* * *

Frau Petri war die ältere Schwester von Ruhlands verstorbener Gattin. Ihren Mann, einen nüchternen, aber durch und durch ehrenhaften Beamten, mit dem sie in einer kleinen bayrischen Stadt während ihrer mehr als zwanzigjährigen Ehe vortrefflich ausgekommen war, hatte sie vor einigen Jahren verloren. Sie war dann auf den Rat ihres vorsorglichen Schwagers in die Residenz übergesiedelt, weil die knappe Pension einer Amtsrichterswitwe nicht einmal für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichte, und die Kunststickerei, mit der sie sich fortzuhelfen suchte, in der großen Stadt mehr abzuwerfen versprach. Ruhland hatte die alte Dame in zartfühlender Weise unterstützt, und da sie in ihren Mustern viel Geschmack und einen gewissen Erfindungsreichtum bewies, so wurden ihre Arbeiten immer besser bezahlt, und sie konnte zuletzt dem Maler mit stolzer Freude anzeigen, daß ihr Einkommen nun nicht allein zu einem behaglichen Leben hinreiche, sondern daß sie sich auch noch etwas zurückzulegen im stande sei.

Dieser Aufschwung ihrer Verhältnisse ermöglichte ihr auch, sich einen lange gehegten Wunsch zu erfüllen. Sie konnte die beste Freundin, welche sie sich in der kleinen Provinzstadt erworben hatte, einladen, in Gesellschaft ihrer Tochter sie zu besuchen und einige Zeit bei ihr zuzubringen. Frau Rüdiger — so hieß die Freundin — war beträchtlich jünger als Frau Petri, aber früh verwitwet. Sie fühlte sich, als ihr Mann, den sie leidenschaftlich geliebt hatte, schon drei Jahre nach ihrer Verheiratung gestorben war, unendlich vereinsamt und lebte in fast menschenscheuer Zurückgezogenheit nur der Er-

ziehung ihres Kindes. Umsomehr wunderten sich die Basen des Städtchens, als fast plötzlich eine warme Freundschaft zwischen ihr und dem Ehepaar Petri entstand und sie im Hause des Amtsrichters ein täglicher Gast wurde. Man wußte dafür nur die eine Erklärung, daß zwischen dem Amtsrichter und der noch hübschen Frau zarte Beziehungen bestünden, und bedauerte die arme, betrogene Gattin. Aber man irrte sich; denn es war gerade diese, welche den schönen Freundschaftsbund geknüpft hatte, und die eigentliche Veranlassung dazu war niemand sonst gewesen als Hedwig, Frau Rüdigers Töchterlein. Das blonde Kind mit den rührenden, dunklen Augen hatte oft, wenn es allein oder in Begleitung seiner Mutter, eine zierliche Büchertasche am Arm, von der Schule kam, die besondere Aufmerksamkeit der guten Dame erregt. Ja, es war ihr nach und nach geradezu ein Bedürfnis geworden, dem kleinen Wesen zu begegnen, und sie blickte ihm stets mit jener aus gutmütigem Neid und sehnsüchtiger Zärtlichkeit gemischten Empfindung nach, wie sie bei kinderlosen Frauen der Anblick fremden Mutterglückes wachzurufen pflegt. Weder dem Kinde noch der Mutter entging diese Liebe aus der Entfernung, und da die einsame Frau sehr wohlthuend davon berührt wurde, suchte und fand sie Gelegenheit, die Bekanntschaft der Amtsrichterin zu machen. Niemand war glücklicher als diese; denn nun war ihrem unschuldigen Kultus keine scheue Zurückhaltung mehr auferlegt. Schon wenige Monate später avancierte Frau Petri bei der kleinen Hedwig ein für allemal zur Tante, und nach einem halben Jahre faßte sie sogar den Mut, den ernsten Herrn Amtsrichter

Onkel zu nennen. Dies war die einfache Entstehungsgeschichte der treuen Freundschaft beider Familien, und lange Jahre hatten ihre Festigkeit erprobt.

Seit etwa vierzehn Tagen weilten Frau Rüdiger und Hedwig im Hause von Ruhlands Schwägerin. Man hatte diese Zeit eifrig zur Besichtigung aller nur denkbaren Sehenswürdigkeiten benutzt. Nur die größte Sehenswürdigkeit, als welche Frau Petri ihren Schwager den „Kunstmaler" anpries, wurde noch immer nicht gezeigt.

Es erregte denn auch kein geringes Aufsehen, als heute zur Kaffeestunde an die Thür gepocht wurde und ganz unerwartet Meister Ruhland mit seinem Schüler in die kleine wohnliche Stube trat. Die drei Damen hatten am Fenster gestanden, um bei möglichst günstiger Beleuchtung ein neues Stickmuster zu betrachten; nun ließen sie alle drei in der ersten Ueberraschung gleichzeitig den Stramin los, daß das Muster zur Erde fiel. Frau Petri eilte mit Lebhaftigkeit den Eintretenden entgegen. Frau Rüdiger wechselte einen schnellen, vielsagenden Blick mit ihrer Tochter. Hedwig geriet in die größte Verlegenheit und bückte sich, weil ihr nichts andres einfiel, nach dem Stickmuster, hob es auf, strich sorgfältig darüber hin und rollte es zusammen. Ruhland hatte unterdessen Mühe, seine Schwägerin zu beruhigen. Denn sie beklagte ein über das andre Mal, daß sie nichts vorher von diesem Besuch gewußt, weil sie gerne so seltenen Gästen auch etwas Besonderes vorgesetzt hätte. Dann führte sie die beiden nicht ohne Stolz den Damen zu, welche noch am Fenster standen. Ruhland bewies die Ueberlegenheit des Weltmannes; er schüttelte Frau Rüdiger und ihrer Tochter

herzlich die Hand und wehrte die Komplimente der ersteren lächelnd ab.

„Aber was hörte ich denn immer?“ fuhr er fort, halb zu seiner Schwägerin gewandt. „Hier im Hause war nur die Rede von der kleinen Hedwig, und nun finde ich ein großes Fräulein, groß — und schön.“

Die beiden letzten Worte sprach er in leiserem Tone, damit nur die Mutter sie hören solle. Dennoch wurde Hedwig rot und schlug die Augen nieder, aber nicht weil sie jene Worte verstanden. Erwin hatte sie, seit er eingetreten war, unverwandt angesehen mit einem fast schüchternen Ausdruck und mit einem Blick, in dem sehr viel huldigende Verwunderung lag. Nun war ihr Auge diesem Blick begegnet.

Frau Petri hatte inzwischen noch zwei Tassen auf den bereits gedeckten Tisch gesetzt und im Hintergrunde eine kurze, aber wichtige Konferenz mit ihrer Magd abgehalten, worauf diese mit einem Nicken des Einverständnisses wieder verschwunden war. Der seelenvergnügten Dame war in der Aufregung die Schleife ihres Häubchens aufgegangen. Hedwig sah, wie sie daran herumnestelte und war froh, eine Beschäftigung zu finden. Sie sprang herzu und band die Schleife mit behenden kleinen Fingern. Dann nötigte Frau Petri ihre Gäste am Tische Platz zu nehmen. Frau Rüdiger und Ruhland mußten sich als Honoratioren auf das Sofa setzen. Ruhland prüfte das weitläufige Möbel mit etwas mißtrauischen Blicken, wich jedoch der Gewalt und versank mit einem komischen Seufzer in der linken Ecke, während Frau Rüdiger die rechte eingeräumt wurde. Zu seiner andern Seite saß

Hedwig, neben dieser Erwin; Frau Petri nahm den noch übrigen Platz zwischen ihm und ihrer Freundin ein, sprang aber jeden Augenblick wieder auf, um zu sehen, wo der Kaffee bliebe.

Endlich balancierte die Magd ein großes Brett mit einer bauchigen altmodischen Porzellankanne zur Thüre herein. Die Wirtin gab ihr einen Wink, sich zu entfernen, und wollte den Kaffee selbst eingießen; doch Hedwig bestand darauf, daß ihr als der Jüngsten dies Amt zufalle. Sie versah dasselbe mit jener zierlichen Anmut der Bewegungen, welche Erwin schon aufgefallen war, als sie die Schleife gebunden. Zu ihm kam sie zuletzt.

„Lieben Sie hell oder dunkel?“ fragte sie ihn.

„Recht dunkel,“ gab er zur Antwort. Er drehte sich dabei nach ihr um und sah ihr in die Augen. Sie errötete wieder, und es schien ihm, als ob ihre Hand leicht zitterte, während sie einschenkte. Darauf setzte sie sich und bediente sich selbst. Erwin bot ihr den Zucker an.

„Ich danke,“ sagte sie, „ich nehme nie Zucker zum Kaffee.“

„Dann vermute ich, daß Sie sehr viel Willenskraft haben.“

Sie sah ihn an, als erwarte sie die Auflösung eines Rätsels.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich glaube beobachtet zu haben, daß alle die Leute, welche den Kaffee ohne Zucker trinken, sehr energische Naturen sind.“

Sie lachte, und er fand ihr Lachen ungemein melodisch; nur begriff er nicht, was sie gerade daran lächerlich fand.

Frau Petri machte ihrem Schwager Vorwürfe, daß er nicht schon früher einmal gekommen sei. Ruhland hörte ihr von seiner Sofaecke aus, in welcher er sich nun ganz behaglich eingerichtet hatte, mit Gelassenheit zu.

„Du redest ja gerade," unterbrach er sie endlich, „als ob ich den lieben langen Tag nichts zu thun hätte. In einem Monat ist der letzte Ablieferungstermin für die Ausstellung, und da bleibt mir wenig Zeit für freundschaftliche Kaffeestunden."

Frau Rüdiger sah von ihrer Tasse auf. „Ich habe immer gemeint," sagte sie zu ihrem Nachbar gewandt, „daß die Künstler zu beneiden seien, weil sie durchaus die Herren ihrer Zeit sind. Und erst ein Mann wie Sie ist doch gewiß nicht genötigt, fortwährend zu arbeiten, sondern kann ruhig abwarten, bis die richtige Stimmung kommt."

Ruhlands gutmütiges Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

„Sehen Sie, verehrte Frau," sprach er mit sanfter Bestimmtheit, „das ist eine sehr verbreitete Ansicht, welche uns aber sehr unrecht thut. Denn sie stempelt uns im besten Fall zu liebenswürdigen Müßiggängern. Gerade wer Herr seiner Zeit ist, wird doppelt mit ihr Haus halten, weil die Pflichten, die wir uns selber auferlegen, die stärksten sind. Und was nun gar die ‚Stimmung' betrifft, dies Wort habe ich niemals recht leiden können. Es ist die ewige Entschuldigung der Faulheit und Schwäche. Wer nicht allezeit die richtige Stimmung hat für die Sache, der er sein Leben widmet, an dessen Künstlerschaft kann ich nicht glauben."

Frau Petri warf einen leuchtenden Blick erst auf Ruhland, dann auf Frau Rüdiger, als wollte sie sagen: „Nun, habe ich zu viel versprochen? Ist er nicht eine Sehenswürdigkeit?“ Hedwig spielte mit den Fransen des Tischtuchs. Erwin betrachtete sie prüfend. Er fand ihr Profil wunderbar schön; aber er wußte noch immer nicht, was er von ihr halten sollte.

„Du bist ja ganz verstummt, mein Junge,“ sagte Ruhland zu ihm. „Willst du mir etwa nicht recht geben?“

Erwin hatte die Empfindung, als sei er ertappt worden. Er wußte im ersten Augenblick nicht, was er antworten sollte. Da fühlte er, daß Hedwig ihn fragend anschaute, und das machte ihn mit einem Male beredt.

„Wie könnte ich eine andre Meinung über die Kunst haben als Sie,“ fing er an, „da ich alles, was ich von ihr weiß, Ihnen verdanke? Als ich hierher kam, war sie mir noch ein leerer Schall; aber jetzt liebe ich sie, weil ich von Ihnen gelernt habe, sie zu lieben. — Leider bin ich noch ohne Gegenliebe,“ setzte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu.

„Das sind seine tragischen Gedanken,“ bemerkte Ruhland, gleichsam entschuldigend. „Er wäre kein ehrlicher Freier, wenn sie ihm fehlten. Aber seine Flamme wird ihn schon erhören, das versichere ich Ihnen.“

Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, weil niemand wußte, wie dieses Thema fortzuführen sei. Frau Petri hatte die Geistesgegenwart, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Sie erzählte ihrem Schwager, daß die Damen erst nur zu einem ganz kurzen Besuch sich

hätten verstehen wollen, daß sie ihnen aber keine Ruhe gegeben bis sie versprochen hätten, noch mindestens einen Monat zu bleiben. „Und ich lasse sie auch nicht fort," sagte sie eifrig, „bis sie alles Schöne hier gesehen und genossen haben. Nun wird es nicht mehr lange dauern, bis die milden Tage kommen, und dann wollen wir ein paar Ausflüge ins Gebirge unternehmen. Hedwig kennt bis jetzt nur ihre heimatlichen Maulwurfshügel. Da sollst du Augen machen, mein Kind!"

„Du wirst mir sie noch ganz verwöhnen," unterbrach Frau Rüdiger lächelnd ihre Freundin.

„Lieben Sie die Natur, Fräulein Hedwig?" fragte Ruhland.

„O ja, ich möchte gar zu gern die Berge sehen!"

Ein verlorener Strahl der sinkenden Sonne, die noch zuletzt die dichten Wolken durchbrochen hatte, fiel in die Stube und glitt über Hedwigs Haare hin. Noch einige Sekunden spielte er auf dem Bilde über dem Sofa, welches Ruhlands verstorbene Frau darstellte — in ihren Mädchenjahren. Dann verlosch er plötzlich, und es begann zu dämmern.

Ruhland schilderte mit großer Anschaulichkeit die ersten Wanderungen, die ihn als jungen Mann ins Hochgebirge geführt hatten. Damals habe man noch die ganze abenteuerliche Romantik einer Fußreise durchkosten können von der wilden, erhabenen Einsamkeit bis zum Strohlager in der Scheune und zum unglaublich schlechten Essen. Er sei in Gegenden gekommen, wo ein Fremder schon an und für sich eine unheimliche Merkwürdigkeit gewesen, und als er gar seinen Malerkasten geöffnet und

mit dem Pinsel zu hantieren angefangen, da habe sich manch ein Bäuerlein bekreuzigt und sei ihm ausgewichen wie einem bösen Spuk. „Jetzt ist es freilich anders geworden," so schloß er, „aber schwerlich besser. Der böse Spuk ist nun wirklich da; eine Menge von gelangweilten und langweiligen Sommerfrischlern machen die entlegensten Thäler unsicher, und ein unglücklicher Maler findet nirgends mehr ein Plätzchen, das ihn vor der Zudringlichkeit der Neugierde schützt. Doch die Eingeborenen bekreuzigen sich nicht mehr, sondern suchen ihre Gewissensangst durch große Rechnungen zu beschwichtigen."

Der Maler mußte selber lächeln über die lebhafte Heiterkeit, die seine Worte besonders bei Hedwig hervorriefen. Sie hatte, wenn sie lachte, eine eigentümliche Art, den Kopf seitwärts zu neigen und ihre rechte Wange in die Hand zu stützen; dies stand ihr ausnehmend gut und gab ihrem Gesichtchen etwas allerliebst Schelmenhaftes. Es bereitete Erwin das größte Vergnügen, sie lachen zu sehen. Aber plötzlich nahmen ihre Augen einen seltsamen Glanz an. „Ich möchte frei sein und wandern können durch die ganze Welt!" Sie erschrak, wie sie das gesagt hatte, als wäre ihr wider ihren Willen ein Geheimnis entlockt worden.

Der alte Maler betrachtete das Mädchen mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit; aber er schwieg. Nach Art aller verschlossenen Menschen verwahrte er das Milde und Sonnige seiner Natur am ängstlichsten. Erwins bemächtigte sich mehr und mehr eine seltsame Erregung, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Er war gewohnt, auch in seinen Gefühlen genaue Ordnung zu halten

und im Geiste Buch darüber zu führen; jetzt beunruhigte er sich doppelt, weil etwas Neues, noch nicht Erlebtes in ihm vorging, für das er noch keinen Namen wußte.

„Da die Herren Künstler sich so ungern bei der Arbeit belauschen lassen," nahm Frau Rüdiger das Wort, „so haben wir auch kaum den Mut zu fragen, ob wir einmal Ihr Atelier besuchen dürfen?"

„Nun, das wäre noch schöner," eiferte Frau Petri mit vorweggenommener Entrüstung. „Wozu hätte ich denn einen Schwager, wenn er so ein Bär sein wollte, meine Gäste von seiner Schwelle wegzugraulen!"

„Glauben Sie ihr nicht," wandte sich Ruhland mit behaglichem Lächeln an seine Nachbarin. „Ich bin kein Bär, wenn ich auch manchmal brumme. Und man hat schließlich noch so viel Farbensinn, daß man Freunde nicht mit Zudringlichen verwechselt. Lassen Sie sich recht bald bei uns blicken; Sie werden uns willkommen sein; nicht wahr, Erwin?"

„Ich würde mich außerordentlich freuen," versicherte dieser, „wenn auch bei mir nur wenig zu sehen ist." Gleichzeitig überlegte er sich, wie er bis dahin sein Atelier herrichten solle, damit es Hedwig besser gefalle.

Frau Petri gab sich mit unbestimmten Versprechungen nicht zufrieden. Es mußte für diesen Besuch sofort eine Stunde ausgemacht werden. „Also übermorgen Vormittag," entschied sie endlich, nachdem einige andre Vorschläge keine Majorität bekommen hatten.

Mittlerweile war der Abend herangeschlichen, und in dem dämmernden Zwielicht ließen sich nur noch die allgemeinen Konturen unterscheiden. Die Stube schien

größer und höher geworden, und unwillkürlich dämpften die Sprechenden den Klang ihrer Stimme. Frau Petri betonte, daß jetzt die eigentliche Plauderstunde gekommen sei. Dennoch wollte das Gespräch nicht mehr recht in Fluß kommen, und es war eine vergebliche Mühe der Wirtin, als sie immer wieder von etwas Neuem anfing. Ruhland und Frau Rüdiger gehörten überhaupt nicht zu den redseligen Leuten. Hedwig saß unbeweglich, die Hände in den Schoß gefaltet. Erwin war der einzige, an den sich Frau Petri mit einigem Erfolg halten konnte; aber er gab ganz zerstreute Antworten.

Eine wohlige träumerische Stimmung hatte sich der Gesellschaft bemächtigt. Dennoch empfanden es alle wie eine Art von Befreiung, als Ruhland sich erhob und zum Aufbruch mahnte. Frau Petri versuchte zwar ernstlich, ihn zurückzuhalten; aber er sowohl als Erwin, der sogleich auch aufgestanden war, zeigten unerbittliche Festigkeit. Man verabschiedete sich rasch. Erwin machte vor Hedwig eine wohlgelungene Verbeugung und war schon im Begriff Ruhland zu folgen, als er merkte, daß sie ihm die Hand hatte reichen wollen. Sie hatte sie jedoch schon sinken lassen, als er die seinige ausstreckte. Er glaubte zu bemerken, daß sie darüber lächelte. Mit einer ärgerlichen Beklommenheit stieg er neben Ruhland die Treppe hinab. —

„Das ist ein prächtiges Mädel!“ sagte der Maler, als sie unten auf der Straße angekommen waren. Erwin erwiderte darauf nichts, und so gingen sie schweigsam miteinander bis zum Atelier, wo Ruhland auch seine Wohnung hatte. Hier trennten sie sich. „Gehst du noch in

die ‚Lilie'?" fragte der Alte seinen Schüler. Die „Lilie" war das Lokal, in welchem dieser sich allabendlich mit einigen Bekannten zusammenfand. Erwin beantwortete die Frage bejahend.

Sobald er aber allein war, erschien es ihm wie eine Unmöglichkeit, heute Abend noch Kneipenluft zu atmen und sich über ganz gleichgiltige Dinge herumzustreiten. Er schlug deshalb den Weg nach seiner Behausung ein.

Seine Wirtsfrau fragte ihn besorgt, ob er nicht wohl sei. Denn er war, so lange er bei ihr wohnte, noch niemals um diese Zeit heimgekommen. „O doch," erwiderte er lustig. Dann begab er sich in sein Zimmer, und sie hörte, wie er darin mit großen Schritten auf und ab ging und eine leichte Melodie vor sich hinträllerte. —

Frau Petri und ihr Besuch saßen noch am runden Tisch beisammen. Das Gespräch drehte sich beinahe ausschließlich um die beiden Künstler. Eine Lampe stand jetzt in der Mitte des Tisches, und jede von den Damen hatte ihre Handarbeit vorgenommen. Hedwig beteiligte sich sehr geflissentlich an den Lobeserhebungen, die man Ruhland widmete. Er sei ihr gar nicht wie so ein berühmter Mann vorgekommen, versicherte sie, sondern wie ein alter Freund. Und er besitze sehr treuherzige Augen; man müsse ihm alles glauben, was er sage. Sie habe sich übrigens unter einem Künstler immer etwas ganz andres gedacht; Ruhland sehe eigentlich aus wie ein Kastellan oder wie ein Uhrmacher. Wenn dagegen die Rede auf Erwin kam, der den alten Damen sehr gefallen hatte wegen seiner Ruhe und Wohlerzogenheit, so blieb sie stumm und beugte sich tief zu ihrer Arbeit hinab.

„Ich war sehr überrascht, liebes Kind," sagte Frau Petri zu Hedwig, ohne von ihrer Stickerei emporzuschauen, „sehr überrascht, daß du so verändert warst. Sonst bist du das Fräulein Uebermut, und auf meinen Schwager hattest du dich ja besonders gefreut. Aber du thatest beinahe, als ob du Furcht vor den beiden Herren hättest."

Hedwig senkte den Kopf noch tiefer; sie mußte sich in den Stichen verzählt haben.

Ihre Mutter übernahm es, sie zu rechtfertigen. „So ist sie immer, wenn Fremde zugegen sind."

Einige Minuten lang herrschte Stillschweigen. „Es ist hier sehr heiß," sagte dann Hedwig, indem sie ihre Arbeit auf den Tisch legte und sich mit der Hand über die Stirne fuhr. — —

Sie konnte lange nicht einschlafen in dieser Nacht. Fortwährend sah sie Erwin vor sich stehen, und er schaute sie an mit jenem stillen, verwunderten Blick wie zuerst, als er in die Stube getreten war. Sie gab sich endlich die größte Mühe, dies Bild zu verscheuchen, doch umsonst. Dann zerflatterte es von selbst, aber nur um sich in tausend flüchtige Vorstellungen aufzulösen, die alle wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten. Bald befand sie sich in Erwins Atelier, wo an den Wänden lauter schöne Prinzen hingen, sämtlich von ihm gemalt. Und er selbst war ein schöner Prinz; er reichte ihr seinen Arm, und sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Bald glaubte sie von einem hohen Berg hinabzublicken auf ein weites Thal mit vielen Flüssen und Seen, die alle von der untergehenden Sonne vergoldet waren. Und wiederum stand Erwin neben ihr. Jetzt aber schaute er ihr tief in

die Augen, und sie glaubte, seine Stimme zu hören: „Recht dunkel, das liebe ich!“ — So träumte sie sich in den Schlaf. Doch jene wechselnden Bilder umgaukelten auch die Schlummernde, nur unzusammenhängend, widerspruchsvoll, verwirrt und verzerrt. Sie fuhr in einem kleinen Kahn auf einem See, der unendlich groß sein mußte; denn sie konnte keine Ufer sehen. Erwin ruderte, und dabei schaute er sie unverwandt an. Plötzlich ließ er die Ruder fallen; mit Angst bemerkte sie, wie eines nach dem andern langsam vom Bootsrand ins Wasser hinabglitt. Dann hatte Erwin, ohne daß sie sich dessen bewußt geworden, ihre beiden Hände ergriffen; sie überließ sich ihm ruhig, während er leise flüsterte. Sie verstand die Worte nicht; aber eine unsagbare Zufriedenheit, eine vertrauliche Seelenstille war über sie gekommen. Lächelnd schloß sie die Augen. Ein unheimliches Rauschen schreckte sie wieder empor; da war sie allein im Boot und Erwin verschwunden. Aber der See toste und kochte rings um sie herum, immer wilder, immer ungestümer. Sie schrie auf in namenloser Pein; eine große, weiße, sprudelnde Welle schlug in den Kahn, daß er schwer wurde und sank und sank . . . Da wachte sie auf, kam langsam zur Besinnung, und es deuchte ihr, als vernähme sie noch immer die unheimliche Stimme des grollenden Sees. Doch es war nur das Rauschen ihres erhitzten Blutes. Durch die geschlossenen Vorhänge des Fensters fiel ein matter, ungewisser Schein, und sie hörte nichts mehr als das bedächtige Ticktack der Wanduhr und die tiefen Atemzüge ihrer schlafenden Mutter.

* * *

Am Morgen des übernächsten Tages trat Erwin eine gute halbe Stunde früher als gewöhnlich in sein Atelier. Zunächst warf er einen Blick in den halb erblindeten Spiegel, der zwischen einem in Kreide gezeichneten Laokoon und der Farbenskizze einer Gebirgslandschaft an der grau getünchten Wand hing. Er fuhr sich einigemal mit der Hand durch die Haare und zupfte an seiner Krawatte herum, bis ihr Aussehen seinem Ideal von nachlässiger Zufälligkeit entsprach. Im Nebenraum war alles ruhig; der Meister befand sich also noch in seiner Wohnung. Erwin nickte befriedigt; denn zu dem, was er plante, wollte er keinen Zeugen haben.

Einige Augenblicke stand er in der Mitte des Zimmers und nahm Inventar. Dann setzte er sich auf den niedrigen Schemel vor seiner Staffelei, um noch einmal zu überlegen, nach welchem Prinzip er sein Atelier für den Besuch am würdigsten und zweckmäßigsten vorbereiten könne. Ordnung zu machen und all die hunderterlei Kleinigkeiten, wie Gebrauch und Zufall sie auf dem Fenstersims, den Tischen, Stühlen, Wandbrettern und auf dem Fußboden zerstreut hatten, wegzuräumen, diesen Gedanken verwarf er sofort. Der Eindruck des Ursprünglichen, der künstlerischen Sorglosigkeit mußte unter allen Umständen gewahrt bleiben. Nur einzelnes konnte hier verbessert werden. Einen alten Sessel befreite er von mehreren verstaubten Mappen und illustrierten Zeitungen; dann breitete er eine rote Peluchedecke, die er vor kurzem zu Studienzwecken gekauft hatte, über den schadhaften Bezug. Ebenso wurden zwei Holzstühle, auf denen eine bunte Gesellschaft von Flaschen, Pinseln, Büchern und

sonstigem Krimskrams versammelt war, gesäubert und mit zwei altmodischen gestickten Kissen, Erbstücken seines Elternhauses, belegt. Die so geschmückten Möbel stellte er in einiger Entfernung vor seine Staffelei, so daß sie als Sperrsitze gelten konnten, welche der gefällige Künstler ein für allemal seinen Besuchern reserviert hatte. Die ausquartierten Mappen, Zeitungen und Bücher schichtete er auf dem ehrwürdigen Sofa zusammen; doch das gefiel ihm noch nicht recht. Er legte sie fächerförmig und kreuzweise; einige von den Büchern schlug er auf; aus den Mappen ließ er ein paar Skizzen, die er sorgfältig ausgewählt hatte, halb heraussehen. Dieses Arrangement fand seinen besonderen Beifall, als er zwei Schritte zurücktrat, um es im Ganzen zu überblicken. Eine Theemaschine und eine Porzellantasse, auf der mit großen blauen Buchstaben sein Vorname eingebrannt war, entfernte er nach kurzem Besinnen gänzlich.

Hierauf ging er wieder zu seiner Staffelei. Er rückte sie hin und her, um ihr die möglichst günstige Beleuchtung zu sichern; er stellte sie etwas tiefer, dann eine Kleinigkeit höher. Erst zuletzt fiel ihm ein, daß eigentlich nichts darauf stand, was die Besichtigung lohnte. Das neue Bild, welches er vor kurzem begonnen hatte, war noch ganz in den rohesten Anfängen. Es sollte einen jungen Bauernburschen darstellen; aber nur Eingeweihte vermochten dies aus den krausen schwarzen Linien und den paar bunten Kleckse zu erraten. So konnte das nicht bleiben. Er nahm die Leinwand herunter und stellte dafür das Porträt der alten Frau hinauf, welches im schönen Goldrahmen umgedreht an der Wand gelehnt

hatte, seit es als unverkäuflich zu seinem Schöpfer wieder heimgekehrt war. Aber auch die Längswand gegenüber der Staffelei kam ihm unerträglich kahl vor. Er beschloß, diesem Uebelstand dadurch abzuhelfen, daß er hier noch einige seiner gelungensten Skizzen anheftete. Mit großer Sorgfalt suchte er dieselben aus, meist Einzelfiguren, weil er auf diesem Gebiet sich am stärksten glaubte. „Nein, sie ist eine Freundin des Gebirges!“ fuhr es ihm durch den Kopf. Und er legte seine Bauern und Bäuerinnen wieder in die Mappe zurück, um statt ihrer Landschaften daraus hervorzuholen. Vier oder fünf dieser Veduten bestanden in der engeren Wahl als Sieger und wurden in symmetrischer Anordnung an der Wand befestigt. Laokoon und der alte Spiegel mußten weichen; der letztere wanderte in die Verbannung einer finsteren Ecke des Kleiderschrankes.

Noch allerlei kleinere Umgestaltungen nahm Erwin vor, bis das Gesamtbild annähernd seine Wünsche befriedigte. Und doch, wie er sich jetzt in den Sessel niederließ, um ein wenig auszuruhen, da überfiel ihn eine tiefe Traurigkeit, ein ratloses Verzagen, ein bitteres Mitleid mit sich selbst, wie er es nie vorher empfunden hatte. Er war nie ehrgeizig gewesen, noch weniger neidisch auf fremde Erfolge. Auch vorgestern hatte seine Verstimmung nur die Oberfläche seiner geordneten Seele berührt; es war mehr ein Aerger gewesen über das ironische Verhängnis, das in seinem Namen lag, als der Beginn eines inneren Streites. Aber heute! Da hatte er nun mühevoll sein ganzes künstlerisches Besitztum gleichsam in Parade aufgestellt, das Resultat seines Lebens. Und das

alles erschien ihm heute wie nichts, wie gar nichts, nicht einmal wert, daß zwei große dunkle Augen nur eine Sekunde darauf verweilten. Ja, wäre es nicht besser, sie würden gar nicht hereinschauen in diese unsägliche Armut, um sich dann enttäuscht und entnüchtert davon abzuwenden! Zum erstenmal fühlte er einen glühenden, verzehrenden Drang, etwas zu vermögen, etwas zu schaffen, etwas Großes, Gewaltiges, Hinreißendes. Er preßte seine Hände ineinander; es war ihm zu Mute, als müsse er fliehen vor sich selbst und sei doch ewig, ewig angekettet. „Ich möchte frei sein und wandern können durch die ganze Welt!“ Er wußte nicht, warum diese Worte Hedwigs ihm gerade jetzt wieder lebendig wurden. Unwillkürlich griff er nach seinem Herzen, und ein paar Thränen traten ihm in die Augen.

Die Thüre des anstoßenden Ateliers wurde geräuschvoll ins Schloß geworfen. Ruhland war eingetreten, zog seinen Arbeitskittel an und ging ohne weiteres ans Werk, wie dies seine Art war. Erwin erhob sich rasch und machte sich etwas zu schaffen für den Fall, daß sein Lehrer zu ihm hereinkommen werde. Aber dieser rief ihm, schon vor seiner Staffelei stehend, nur ein flüchtiges Gutenmorgen zu. Er erwiderte den Gruß, indem er dabei mit nicht geringer Anstrengung seine Stimme zu einem gleichgiltigen Tone zwang. Sonst war Ruhland in allen Dingen sein Vertrauter gewesen; nichts hatte sich während langer Jahre zugetragen, was er ihm nicht sofort gebeichtet. Heute fühlte er sich nicht fähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

Einige Stunden verflossen, für Ruhland in an-

gespannter Thätigkeit, für Erwin in jenem willenlosen Müßiggang, der uns bezwingt, wenn wir einer großen Entscheidung entgegenharren. Worin diese Entscheidung bestehen sollte, darüber wurde er sich selbst nicht klar. Doch gerade deshalb steigerten sich seine verworrenen Phantasien, denen er ohne jede Ablenkung anheimgegeben blieb, zu einem wollüstigen Rausche, zu der schlaffen Betäubtheit, die sogar den Schmerz wie ein dumpfes Behagen empfindet.

Erst als gegen Mittag an Ruhlands Thüre gepocht wurde, fuhr er empor. Er mußte sich einen Moment lang besinnen, wie jemand, den man aus tiefem Schlafe geweckt hat. Nun vernahm er bereits die lebhafte Stimme der Frau Petri und Ruhlands heitere Bewillkommnung. Sie waren da! Wunderlicherweise schien er sich jetzt vollständig beruhigt; er hatte sogar die Unbefangenheit, seinen bisherigen Zustand komisch zu finden. Sollte er hineingehen? Sollte er warten, bis die Damen selbst zu ihm hereinkämen! Diesem Zweifel wurde er schnell überhoben. „Erwin!“ rief Ruhland, „unser hoher Besuch ist eingetroffen. Hilf mir repräsentieren!“

Mit formeller Verbindlichkeit begrüßte Erwin die Ankömmlinge. Auch Hedwig reichte er die Hand; aber er traute sich nicht, ihr herzhaft ins Gesicht zu schauen. Ruhland hatte sich neben seine Staffelei gestellt und gab allerlei Erklärungen zu dem noch unvollendeten Gemälde, dessen Absichten jedoch schon in erfreulicher Wirkung zu Tage kamen. Frau Petri hatte eine Lorgnette vorgenommen und betrachtete das Bild mehr aus der Entfernung. Die Perspektive trete so besser hervor, behauptete

sie. Frau Rüdiger dagegen ließ es sich nicht nehmen, das Detail aus nächster Nähe zu bewundern. Vor allem, meinte sie, müsse der Fußboden — Steinplatten, auf welche aus großen Fenstern ein ungleiches Licht fiel — außerordentliche Schwierigkeiten verursacht haben. Ruhland setzte ihr sehr geduldig auseinander, daß er eigentlich noch größeren Fleiß auf die Figuren habe verwenden müssen. Hedwig fand besonders den Auktionator mit der Hornbrille und der roten Nase sehr gelungen; fast genau so habe ihr Geschichtslehrer ausgesehen. Ob Herr Ruhland den gekannt habe?

Sie ließ ihre Augen ungeduldig im ganzen Atelier herumfahren und richtete ihre weiteren wißbegierigen Fragen an Erwin, da der Schöpfer der „Versteigerung" noch immer ganz von den beiden Damen in Anspruch genommen war. Sie fand es ermüdend, bei einem Gegenstand so lange zu verweilen. Erwin führte sie herum und gab zu allem, dessen Bedeutung ihr unverständlich blieb, gewissenhafte Erläuterungen. So waren die beiden zum erstenmal sich selbst überlassen. Beide wurden sich dessen gleichzeitig bewußt; aber dies Bewußtsein wirkte verschieden auf sie. Während Erwin einer starken Beklemmung nicht Herr werden konnte und nur mit Mühe den Schein der Unbefangenheit bewahrte, durchströmte Hedwig ein Gefühl des Glückes. Die reiche Genußfähigkeit ihres jungen Lebens brach hervor. Eine undeutliche Stimme sagte ihr, daß sie sich nach dieser Stunde zurücksehnen werde, wenn sie vergangen sei. Drum wollte sie die Gegenwart tief einatmen, wie den süßen Duft der ersten Veilchen. Sie wunderte sich selbst über ihre Be-

herztheit; denn sie war sehr gesprächig geworden, und die verschiedenen Merkwürdigkeiten des Ateliers bildeten nicht mehr die Grenzsteine der Unterhaltung. War Erwin neulich angezogen worden durch ihr anmutiges Schweigen, heute entzückte ihn ihr liebliches Plaudern. Sie sprach — ja, wovon? Von jenem reizenden Garnichts, bei dem die Worte nicht Worte sind, sondern Töne einer bestrickenden Melodie, die so unendlich rührend ist, weil sie unbewußt und absichtslos hervorquillt aus der erwachenden Seele...

So hatten sie die Rundreise um das geräumige Atelier beendet und standen bei der Portiere, die zu Erwin hinüberführte. Frau Petri und Frau Rüdiger ließen sich gerade die Farbenmischung enträtseln, welche für den Rock einer Bäuerin in Anwendung gekommen war. „Hier hause ich," sagte Erwin zu Hedwig, indem er nach dem Nebenraume wies. „O, zeigen Sie doch," erwiderte sie mit unverhohlener Neugier.

Da war sie in seinem Atelier — sie allein. Das Herz klopfte ihm hörbar. Worauf sollte er zuerst ihre Blicke lenken? Was mochte ihr die größte Freude machen? Mit einem Male eilte sie nach dem Fenster hin und klatschte in die Hände wie ein Schulmädchen: „Ein Schwalbennest!" rief sie. „Das bedeutet Glück! Nein, sehen Sie nur, da steckt ein Schwälbchen den Kopf heraus. Die ist aber schon früh wieder da! Grüß Gott! Grüß Gott!" Dabei machte sie einen Knix und behauptete dann ernstlich, das Tierchen habe ihr Kompliment erwidert. „Sie kennen mich alle und haben mich lieb; bei uns im Wald, da gibt es eine Menge; Sie sollten nur einmal hinkommen!"

Erwin konnte einen leisen Aerger nicht unterdrücken. Er hatte sich so lange geplagt, um für seine künstlerische Einrichtung ihren Beifall zu erringen, und nun bewunderte sie eine Schwalbe! Er hatte das Nest bis jetzt nicht einmal bemerkt; nur hie und da war er durch ein Geflatter vor den Scheiben in seiner Arbeit gestört worden.

Bereits hatte Hedwig sich zu den Landschaftsbildern gewendet, die er heute früh an die Wand geheftet hatte. Unruhig glitten ihre Augen darüber hin und verweilten nur länger bei einer großen Farbenskizze, welche den Walchensee darstellte. „Dort muß es herrlich sein!“ sprach sie, mit der Hand darauf hindeutend. Erwin bemerkte gleichsam entschuldigend, daß es eine seiner frühesten Arbeiten sei. Er zeigte nach dem Porträt der alten Bäuerin auf der Staffelei. „Dies hier wird Ihnen wohl besser gefallen.“

„O, die ist alt und runzelig,“ sagte Hedwig. „Aber sie ist so natürlich, daß man ordentlich Angst vor ihr hat.“ Sie lehnte sich über den großen Sessel und schaute angelegentlich zu dem jungen Maler hin. „Wissen Sie, Herr Dürer, wenn ich malen könnte, ich würde lauter schöne Leute malen.“ In demselben Augenblicke wurde sie feuerrot und stammelte: „Ich rede wohl rechten Unsinn. Sie müssen deshalb nicht böse sein; ich verstehe ja gar nichts davon.“ Wie bittend streckte sie dabei ihre Hände aus. Erwin war bezaubert; so schön hatte er sie noch nie gefunden wie jetzt. „Wenn ich sie malen dürfte,“ fuhr es ihm blitzschnell durch den Sinn, und laut und lauter widerhallte es in ihm: „Wenn ich sie malen dürfte!“

Er führte sie weiter; aber es entging ihm nicht, daß ihre Gedanken nicht bei der Sache waren, daß sie sogar manchem, wovon er sich besondere Wirkung versprochen, gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Das konnte ihm bei seiner jetzigen Stimmung nicht mehr empfindlich sein; denn er selbst überraschte sich dabei, wie außerordentlich gleichgiltig seine ganze kleine Welt ihm nun vorkam. Fast erschien ihm dies alles wie etwas Fremdes, Fernliegendes, was ihn nur zufällig umgab, ihn aber streng genommen gar nichts anging. Er ahnte, daß auch der altgewohnte Raum uns neu wird, wenn wir etwas Neues darin erleben.

„Hier müßte man gut tanzen können," nahm Hedwig das stockende Gespräch wieder auf. „Tanzen Sie gern?"

Erwin gestand, daß ihm selten dazu Gelegenheit werde. Er habe sie auch eigentlich niemals aufgesucht.

In Hedwigs Fußspitzen kam eine merkliche Unruhe. „Ich tanze leidenschaftlich gern," versicherte sie. „Mit mir müßten Sie nur einmal auf einem Balle sein; ich würde es Sie schon lehren. Als Kind hatte ich eine große Puppe mit dummen Augen; von der habe ich's gelernt. Den ganzen Tag bin ich mit ihr in der Stube herumgetanzt, bis meine Mutter die Puppe einsperrte. Da horchte ich am Schrank und meinte immer, sie darin herumspringen zu hören. So einfältig war ich damals."

Von diesem Geplauder hatte Erwin nichts vernommen. Ein Entschluß kam in ihm zur Reife und rang nach Worten.

„Wollten Sie mir eine recht große Bitte gewähren, Fräulein?" Er war ganz bleich geworden.

Hedwig wurde ängstlich und versuchte nach ihrer Mutter zu spähen, welche noch immer in Ruhlands gründliche Auseinandersetzungen vertieft war. „Was wünschen Sie?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen wollen, so . . . so seien Sie wenigstens nicht ungehalten darüber. Ich möchte . . . ich möchte Ihr Porträt malen. Es ist die reinste künstlerische Absicht, welche mir den Mut gibt . . . und wenn Sie mir's verweigern, dann machen Sie mich sehr unglücklich.“

Er hatte den Blick gesenkt und schien, während er sprach, die Knöpfe seines Rockes zu zählen.

„Hedwig, wo bist du denn?“ rief in diesem Augenblicke Frau Rüdiger.

„Hier bin ich! Ich sehe die Bilder bei Herrn Dürer an,“ gab sie zur Antwort. Dann trat sie einen Schritt auf Erwin zu und reichte ihm, ohne ihn anzusehen, die Hand. Er fühlte einen leisen Druck und wußte, daß seine Bitte gewährt war. Als er seinen Dank stammeln wollte, war sie schon hineingesprungen zu ihrer Mutter. Da breitete er die Arme aus, als ob sie Flügel wären. Draußen fing die Schwalbe zu zwitschern an, und in seinem Innern jubelte eine Stimme empor, die er bisher noch niemals vernommen hatte.

* * *

Ungefähr eine Woche später stand Ruhland mit gekreuzten Armen unbeweglich vor Erwins Staffelei. In dieser Stellung verharrte er schon zehn Minuten lang, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Erwin aber

blickte mit den Gebärden eines Kandidaten, der das Resultat der großen Staatsprüfung erwartet, bald auf sein in der Arbeit befindliches Gemälde, bald auf seinen angewurzelten Meister. Endlich nahm dieser die gekreuzten Arme auseinander, faltete die Hände, streckte sie mit auswärts gekehrten Handflächen vor sich hin und sprach dann mit gewichtigem Ton jene Worte: „Junge, du bist ja ganz verwandelt; ich erkenne dich gar nicht wieder!“

Noch zweifelte der so Angeredete, ob er den Ausspruch als Lob oder als Tadel aufzufassen habe. Doch er sollte nicht lange zweifeln. Der alte Mann legte ihm die Hand auf die Schulter: „Wenn du das so fertig machst, wie du es angelegt hast“ — seine Stimme klang wider Willen bewegt — „dann wirst du zu denen gehören, die etwas können.“

Ein freudiger Schreck durchlief Erwin mit beinahe lähmender Gewalt. „Meinen Sie wirklich?“ brachte er stotternd heraus.

„Und ich will dir auch sagen, warum,“ fuhr Ruhland mit schlecht verhehlter Ergriffenheit fort. „Weil es über dich gekommen ist, das Große, das Unendliche, das man nicht erlernen, sondern nur erleiden kann.“

„Ich . . . o nein . . . ich —“ Mehr konnte Erwin nicht sprechen. Er fühlte sich wie von einem Strudel erfaßt und im Kreise herumgewirbelt. Was er in all diesen Tagen sich selbst nicht gestanden, sein Meister hatte es ihm offenbart, und er sträubte sich nur noch gegen das aufflammende Glück wie jemand, der geblendet vom plötzlichen Strahl der Sonne die Augen zudrückt.

„Weil es über dich gekommen ist!“ Ja, das war

das rechte Wort. Immer die eine, die einzige Gestalt vor sich sehend, am klaren Tag und in schlaflosen Nächten, all sein Denken ihr hingegeben, all sein Wollen vereint in der Sehnsucht, sie nachzuschaffen ... so hatte er das Werk begonnen. Und nun war er die ganze Zeit fortgewandert im Rausche des Gelingens und mit der Sicherheit des Nachtwandlers. Ruhlands Wort hatte ihn aufgeweckt, hatte ihn zurückschauen lassen nach dem schmalen, luftigen Pfad, den er träumend gegangen war — und ihm schwindelte.

Der alte Mann erstaunte nicht weiter, als Erwin nach einigen kaum verständlichen Redensarten der Entschuldigung seinen Hut ergriff und ins Freie stürmte. Er nickte ihm befriedigt nach, als wollte er sagen: „So gefällst du mir." Wieder stand er einige Minuten mit gekreuzten Armen vor dem Bild. „Hm! Es ist merkwürdig," murmelte er, „sehr merkwürdig." Dann ging er langsamen Schrittes an seine Arbeit, die so gut wie vollendet und nur noch hier und dort der letzten Hand bedürftig war.

Erwin schlug die Richtung nach dem Park ein, der sich bald in der menschenleeren Stille des Mittags vor ihm ausdehnte. Es war ein warmer, heiterer Tag, wie der beginnende April deren nicht viele aufweist. Der Frühling schien vor seinem feierlichen Einzug die große Hauptprobe abhalten zu wollen. Darum präludierten die Vogelstimmen in den hohen Wipfeln der alten Bäume; darum plätscherten die Gewässer mit ernsthafter Geschäftigkeit vorüber; darum hatte das Strauchwerk sich in aller Eile mit zarten, grünen Spitzen geschmückt. Freundliches

Licht rieselte durch das Geäst an den Stämmen herab und spielte flimmernd über den Kiespfad. Auf der Wiese öffneten die Gänseblümchen ihre rötlich angehauchten, verschlafenen Kelche und blinzelten noch etwas mißtrauisch zum blauen Himmel empor.

Allmählich nahm der einsame Spaziergänger einen ruhigen Schritt an. Seine Gedanken ordneten sich; es wurde ihm möglich, ohne jähe Sprünge seiner erregten Phantasie die letzten Tage geordnet zu überschauen.

Er gehörte zu den Menschen, deren Denken sich mit Vorliebe ihrem eigenen Zustande hingibt, die immer Zeit haben, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Nur gerade in diesen Tagen war er nicht dazu gekommen, und so holte er es jetzt gewissenhaft nach.

Wie diese Liebe nur erstanden war! Früher hatte er den Frauen gegenüber niemals eine kühle Gleichgiltigkeit verloren, selbst dann, wenn seine Sinne berührt worden. „Ich bin eben kein Weiberknecht," hatte er sich oftmals gesagt und war der Ueberzeugung gewesen, sich damit ein großes Kompliment zu machen. Und diese Augen hatten es ihm angethan, gleich als er zum erstenmal hineingeblickt. Warum eigentlich? Unstreitig war zuerst der Künstler in ihm erwärmt worden; ja — so mußte es sein. In diesem Antlitz hatte er sein künstlerisches Ideal gefunden, das er bisher nur dunkel geahnt! Und jetzt lag es ihm klar am Tage, warum alles, was er vordem geschaffen, unzulänglich gewesen war. Er warf den Kopf in den Nacken, und ein prickelndes Selbstbewußtsein erfaßte ihn: „Ja, ich bin doch ein wirklicher Künstler; die Art meiner Liebe beweist es."

Auf einer Brücke stand er still, lehnte sich über das Geländer und schaute mechanisch in das sprudelnde Wasser, das hier über malerisch gelagerte Steine hinweg in breiter Kaskade herabschoß. Ruhlands anerkennende Worte gingen ihm wieder und wieder durch den Sinn; so hatte der Meister noch nie zu ihm gesprochen. Dabei war es doch nur die Arbeit weniger Tage, die solches Lob hervorgerufen. Was für ein Werk konnte das werden, wenn er es mit gleicher Begeisterung zu Ende führte! „Erwin Dürer," murmelte er plötzlich vor sich hin, als ob er den Klang seines Namens erproben und sich zugleich überzeugen wollte, daß er mit dem Träger desselben identisch sei.

Die Mittagszeit war lange vorüber, als er von seinem Spaziergang in die Stadt zurückkehrte. An einer Biegung der Straße kam ihm sein guter Freund, der Schlachtenmaler Ballerstedt, entgegen — in Gesellschaft einer auffallend gekleideten jungen Dame, mit welcher er in ein sehr angelegentliches Gespräch verwickelt schien. Als er jedoch Erwins ansichtig wurde, verabschiedete er sich rasch von seiner Begleiterin und trat auf den Kollegen zu. Er erkundigte sich, warum Erwin heute an der Mittagstafel der „Lilie" gefehlt habe. Dieser gab eine ausweichende Antwort.

„Hast du sie dir angesehen? Hübsch, nicht wahr?" fragte Ballerstedt und drehte den Kopf mit blinzelnden Augen halb nach der Richtung, wo die Dame soeben hinter der Straßenecke verschwunden war. Der Schlachtenmaler stand in dem Ruf, ein Günstling des schönen Geschlechts zu sein, und gab sich viele Mühe, diesen Ruf aufrecht zu erhalten.

„Ich habe nicht acht gegeben," versetzte Erwin nachlässig.

„Nun ja, ich sage dir's immer, daß du keine Augen hast. Willst du eine Cigarette?" Er hielt ihm ein Etui hin, aus dem er zugleich sich selbst bediente.

Erwin hatte, während er die Cigarette nahm und anzündete, ein Gefühl unaussprechlicher Erhabenheit. Früher hatte er Ballerstedt manchmal beneidet; jetzt kam es ihm vor, als müsse er ihn bemitleiden.

„Weißt du schon, daß mein ‚Vorpostengefecht' verkauft ist?" fing jener wieder an, seinen Schnurrbart zwischen den Fingern drehend.

„So, so? Ich gratuliere."

„Was ist dir denn passiert? Du bist ja heute so einsilbig und zugeknöpft!"

„Gar nichts," erwiderte Erwin und lächelte dabei wie jemand, dem es schmeichelt, den Eindruck des Geheimnisvollen zu erregen. Dann entschuldigte er sich mit irgend einer Ausflucht und hing, als er wieder allein war, den angenehmsten Einbildungen nach. —

Um dieselbe Zeit saßen Frau Petri und Hedwig an dem Fenster der Wohnstube sich gegenüber. Frau Rüdiger war gleich nach Tische fortgegangen, um Einkäufe zu machen; Hedwig hatte nach der Rückkehr vom Atelier über Abspannung geklagt und war deshalb jetzt auf Wunsch ihrer besorgten Mutter zu Hause geblieben. Nun hielt sie mit je zwei Fingern einen Strang gelber Seide, welchen Frau Petri auf ein Röllchen abzuwickeln beflissen war. Sie trug noch das helle Kleid, in dem Erwin sie malte; die kurzen Aermel desselben streiften sich bei der senk-

rechten Haltung der Unterarme bis auf die Ellenbogen zurück.

Sobald die Seide aufgewickelt war, begann Frau Petri zu sticken, und Hedwig nahm ihr Lieblingsbuch zur Hand, das aufgeschlagen auf dem Fensterſims gelegen hatte: Grimms Kinder- und Hausmärchen. Doch sie las nur wenige Zeilen; dann klappte sie das Buch zu und sagte, indem sie ihre Augen auf die schon etwas verblaßte Photographie über dem Sofa richtete: „Du versprachst mir doch, Tante, mir einmal von deiner Schwester zu erzählen.“ Frau Petri wandte gleichfalls unwillkürlich den Kopf nach dem Bilde und seufzte leicht.

„Nicht wahr, sie ist sehr glücklich gewesen?“ begann Hedwig wieder, ohne auf Antwort zu warten.

„Ja, mein Kind, sehr glücklich. Sie hat ihren Mann über alles geliebt, und er hat es auch verdient.“

„Das glaube ich wohl,“ bestätigte Hedwig. Plötzlich glitt sie, als ob dies zum Zuhören besser sei, von ihrem Stuhl herab, ließ sich auf den Fußschemel nieder und schmiegte sich an die alte Dame, die dem Liebling mit ihrer schmalen durchsichtigen Hand über die welligen Haare strich.

Darauf begann sie zu erzählen, wie ihre Schwester noch nicht achtzehnjährig den jungen unbekannten Maler geliebt habe, gleich als er ihr zum erstenmal begegnet sei. „Die Eltern waren dagegen,“ fuhr sie fort, „und ich selbst — das muß ich bekennen — riet ihr ab. Denn ich bangte für ihre Zukunft, weil Ruhland arm war, und weil ich als ein altkluges Ding dem Künstlervolk nicht über den Weg traute. Aber meine Schwester erwiderte

ruhig: Wer so redet, der kennt ihn nicht; er ist groß und gut. So hat sie es durchgesetzt."

„Und sie hatte recht," rief Hedwig leidenschaftlich, mit leuchtenden Augen.

„Kind, was ist dir?" forschte Frau Petri ganz verdutzt.

„Nichts; bitte, erzähle mir weiter!"

Dann schilderte Frau Petri dem aufhorchenden Mädchen das Opfer, welches Ruhland seiner Liebe gebracht, wie er auf sein Höchstes verzichtet habe um ihretwillen, und mit welchem Zartsinn er es ihr zu verbergen gewußt, was er dabei litt. Doch vor ihrem frühen Ende sei noch ihr sterbender Blick auf das Bild gefallen, mit dem er seinen Ruhm begründet. „So schied sie glücklich, wie sie gelebt," schloß Frau Petri, „und als ich damals an ihrem Lager stand, da mußte ich trotz meiner Trauer sie selig preisen und habe einsehen lernen, daß es keine größere Sünde gibt, als wenn man ein Menschenkind verhindern will, dem freien Zuge seines Herzens zu folgen."

Hedwig war aufgesprungen, umschlang die Erzählerin und bedeckte ihr Wangen und Mund mit glühenden Küssen.

* * *

Je mehr das Porträt auf Erwins Staffelei der Vollendung entgegenschritt, um so dringlicher erschien dem jungen Maler die Notwendigkeit, sich zu erklären. Stundenlang saß ihm zwar jeden Morgen die Geliebte gegenüber, und es wurde ihm nicht schwer, sie länger auf dem Modellstuhl festzuhalten, als für seine Arbeit erforderlich gewesen wäre. Aber keine Minute war er in all dieser Zeit allein

mit ihr gewesen; denn regelmäßig kam sie in Begleitung ihrer Mutter, welche mit unwahrscheinlicher Geduld auf dem alten Sofa ausharrte. Und nebenan hantierte Ruhland, der nur den Kopf zu wenden brauchte, um ein großes Stück von Erwins Atelier zu überschauen! So mußte er sein Geständnis wieder und wieder verschieben.

Allmählich war ihm seine Liebe ein so selbstverständliches Lebenselement geworden, daß seine Gedanken bei ihr verweilen konnten, ohne ihm das Gleichmaß des Gemüts ernstlich zu stören. Der glühende Rausch der ersten Tage war verflogen, und nachdem einmal die Umwälzung seines Innern vor sich gegangen, wurde ihm der neue Zustand zur Gewohnheit. Er bemerkte das wohl; aber es beunruhigte ihn keineswegs. „Man kann nicht dauernd in Ekstase sein," so tröstete er sich; „ich bin nun ein für allemal verwandelt, und was in mir zum Durchbruch gekommen ist, das ist unverlierbar." An Hedwigs Gegenliebe zu zweifeln, kam ihm gar nicht in den Sinn; wenn er in ihre Augen sah, wenn ihre Hand zum Willkomm und Abschied in der seinigen ruhte, wenn er überhaupt in ihrer Nähe weilte, so war es ihm so deutlich, als habe es eine feurige Hand an die Mauer geschrieben, daß sie ihn liebte.

Ruhlands Urteil über das fortschreitende Bild blieb ein freudig anerkennendes, wenn er sich auch nicht mehr zu dem Enthusiasmus verstieg, den der erste Entwurf in ihm wachgerufen hatte. „Eine ausgezeichnete Arbeit," sagte er jedesmal, wenn Erwin seinen Richterspruch verlangte. Insgeheim jedoch verhehlte er sich nicht, daß die hinreißende Unmittelbarkeit der ersten Skizze stark eingebüßt habe. „Aber es wird ihm auch so noch einen

Namen machen," dies war der beschwichtigende Refrain seines Selbstgespräches.

Die „Versteigerung" hatte der Künstler mittlerweile vollendet und der allgemeinen Besichtigung für wenige Tage zugänglich gemacht, ehe sie verpackt und zur großen Ausstellung gesandt werden sollte. Das figurenreiche Gemälde fand ungeteilten Beifall; nur von einer jungen weiblichen Gestalt im Vordergrund, deren Ausführung Ruhland übrigens bis ganz zuletzt sich aufgespart hatte, behaupteten einige Kenner, es sei eine allzu genaue Wiederholung nach früheren Bildern des Meisters. Die Eingeweihten wußten das zu erklären. „Es ist seine verstorbene Frau," sagten sie und wunderten sich auch nicht darüber, daß die hellsten Lichter des hereinfallenden Sonnenstrahls gerade diese Gestalt umwoben.

In den letzten Tagen des April war auch Hedwigs Porträt so weit gefördert, daß Erwin der ungeduldig werdenden Frau Rüdiger endlich zugestehen mußte, sich mit noch zwei Sitzungen zu begnügen. An einem trüben Morgen, der ab und zu kurze Regenschauer gegen die Scheiben des Ateliers jagte, erschien Hedwig — zum zweitletztenmal. Ihre Begleiterin war jedoch heute nicht ihre Mutter, denn diese mußte wegen einer leichten Erkältung das Zimmer hüten, sondern Frau Petri.

Wie gewöhnlich nahm Hedwig nach einer kurzen, vertraulichen Begrüßung auf dem Modellstuhl Platz, während Frau Petri sogleich zu dem Bilde eilte und sich in Ausrufen des Entzückens gar nicht genug thun konnte. Dabei hing Hedwigs Auge an Erwin mit dem Ausdruck hingebender Bewunderung.

„Nicht wahr, es ist sehr geschmeichelt, Tante?“ fragte sie etwas kleinlaut die ganz begeisterte Dame.

„O, es ist treffend ähnlich!“ rief diese mit großer Geläufigkeit. „Und dabei das etwas schmachtend schwärmerische der ganzen Auffassung, der ideale Zug um die Augen und die Drapierung und das Kolorit — ja, vor allem das Kolorit! Himmlisch, Herr Dürer; ich sage Ihnen, himmlisch!“

Der so Gelobte stand unbeweglich hinter der Staffelei. Es that ihm wohl, diese überschwenglichen Worte zu hören, weil auch Hedwig sie hörte. „Wenn ein Künstler so glücklich ist, solch einen Gegenstand zu finden —“ bemerkte er zuletzt abwehrend, mit etwas unsicherem Tonfall.

Hedwig senkte die Wimpern tief herab und atmete schwer. Sie hatte die Hände in den Schoß gefaltet, die Zähne aufeinander gepreßt und horchte auf das Prasseln des Regens, den eben wieder ein heftiger Windstoß gegen das Fenster peitschte. Sie meinte in dem gleichmäßigen Geräusch eine Stimme zu vernehmen, welche eintönig wiederholte: „Niemals! niemals!“

Frau Petri wurde derselbe Platz auf dem Sofa eingeräumt, den ihre Vorgängerin eingenommen hatte, und Erwin begann zu malen. Er that wenigstens so. Es war ihm unmöglich, ernsthaft zu arbeiten. Morgen würde sie ihm wieder so gegenübersitzen, zum letztenmal! Und keine Gelegenheit des Alleinseins! Wenigstens zermarterte er vergeblich seine Phantasie, eine solche ausfindig zu machen. Schon mehrmals war er im Begriff gewesen, Ruhland sein Leid zu klagen und ihn um seinen Beistand

zu bitten. Aber im entscheidenden Augenblick hatte er's doch nie übers Herz gebracht.

Etwa nach einer Viertelstunde streckte Ruhland seinen Kopf zur Thüre herein, die auf den Flur ging, und rief: „Guten Morgen!" Gegen Frau Petri, die ihn ins Zimmer holen wollte, wehrte er sich mit einer drollig beschwörenden Handbewegung: „Ich bin in ganz unpräsentablem Zustand; denn heute bin ich ausnahmsweise wieder mehr Tischler als Maler. Die ‚Versteigerung' wird hier außen verpackt und vernagelt unter meiner persönlichen Leitung. Ihr werdet sogleich an dem lieblichen Spektakel erkennen, daß ich die Wahrheit gesprochen. — Also einstweilen addio!"

Dabei zog er den Kopf wieder zurück und in der That begann draußen fast gleichzeitig das Klopfen und Hämmern. Jedoch während der Maler bereits den Handwerksleuten allerlei Weisungen erteilte, gingen ihm andre Gedanken durch den Sinn. Es war seinen klaren Augen nicht entgangen, wie bleich Hedwig aussah. „Hm!" dachte er, „vielleicht läßt sich in dieser Sache etwas thun."

Das Hämmern auf dem Flur und das Rauschen des nun sachte und träg herniedersinkenden Regens ließ den drei Personen im Atelier ihr völliges Stillschweigen weniger auffallend erscheinen. Die stets fleißige Frau Petri hatte aus ihrem Arbeitskörbchen eine kleine Stickerei herausgenommen und war eifrig daran beschäftigt. Erwin pinselte ziemlich mechanisch an einem Glanzlicht des Kleides herum und Hedwig hielt, ohne sich viel zu regen, einen Band illustrierter Zeitungen, den sie schon hundertmal durchgeblättert, auf dem Schoß.

Nach einer geraumen Weile wandte sich der junge Maler an Hedwig: „Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen eine Blume ins Haar geben wollte? Ich glaube, es würde sich gut ausnehmen."

„Freilich!" erwiderte sie lebhaft. „Ich liebe die Blumen. Eine weiße Rose, nicht wahr? — Das wäre mir das liebste."

„Also eine weiße Rose!" stimmte er bei. „Es wird zwar etwas viel Hell; aber das thut nichts."

„Natürlich, darin besteht gerade das Aparte der Farbengebung!" ließ sich Frau Petri vom Sofa aus vernehmen.

Erwin schritt zum Tisch, zog dessen Schieblade auf und holte, nachdem er länger in derselben herumgekramt, einige gemachte Blumen hervor. Eine davon, die freilich mit einer weißen Rose nur ganz entfernte Aehnlichkeit hatte, wählte er aus; darauf brachte er auch den in die Ecke des Kleiderschranks verbannten Spiegel zum Vorschein. Den letzteren reichte er Hedwig und befestigte die Papierblume in ihrem Haar.

Während eines Augenblickes war er ihr so nahe, daß eine überfallende Locke sein Antlitz streifte. Jetzt hätte er ihr das entscheidende Wort ins Ohr flüstern, ihre Wange in scheuem Kusse berühren können. Aber er wagte es nicht. Und wie wäre es möglich, alles, was er ihr sagen wollte, in wenige Worte zusammenzudrängen! Drum fragte er nur mit gezwungener artistischer Gelassenheit: „Gefällt es Ihnen so?"

Als seine Hand ihre Locken berührt hatte, war es ihr zu Mute gewesen, als wäre ein glühender Stern vom

Himmel herab auf ihren Scheitel gefallen. Ein angenehmer Schmerz durchzuckte sie, so daß sie die Augen schließen mußte. Nur eine Sekunde später schlug sie dieselben wieder auf, aber mit einer Art von langsamem Wiedererinnern wie nach tiefem Schlaf. Da fiel ihr erster Blick auf ihr eigenes Spiegelbild: auf ein bleiches Antlitz, zu dem sich die tote weiße Blume wie trauernd hernieder-beugte. Ein Schauer lief eisigkalt durch ihre Glieder; sie meinte, sie habe sich in ihrem Sarg gesehen. . . . „Nein, ich will leben, ich will glücklich sein!“ rief es in ihr, und leise sprach sie zu Erwin: „Nehmen Sie die Blume lieber weg; sie drückt mich.“

Er gehorchte stumm und dachte dabei: „Jetzt muß ich es ihr sagen, oder ich bin ein Feigling.“

Die Thüre nach dem Flur wurde wieder geöffnet. Diesmal erschien Ruhland in ganzer Gestalt, in der Rechten einen Hammer wie eine Siegestrophäe schwingend. Er betrachtete mit eigentümlich verschmitztem Lächeln die beiden jungen Leute und trat zu seiner Schwägerin: „Das große Werk ist gethan,“ begann er in seinem munterſten Ton. „Nun kann ich mit gutem Gewissen mich meiner Angehörigen erinnern. Willst du nicht das Monstrum beaugenscheinigen, bevor es fortgeschleppt wird?“ Und flüsternd fügte er hinzu: „Ich hätte auch sonst noch allerlei mit dir zu reden.“

Frau Petri sah ihren Schwager etwas zweifelhaft an und schaute erst zu Erwin, dann zu Hedwig hinüber, um damit gleichsam mimisch ihre amtlichen Obliegenheiten anzudeuten. Aber Erwin stand bereits wieder vor seiner Staffelei eifrig malend, wie es schien, und Hedwig starrte

regungslos in ihr Bilderbuch. So ergriff sie denn nach einigem Zögern den Arm, den Ruhland ihr galant gereicht hatte, sagte im Vorübergehen zu ihrer Schutzbefohlenen, sie werde gleich wieder da sein, nicht ohne dabei dem jungen Maler einen sprechenden Seitenblick zu senden, und verließ mit ihrem Schwager das Atelier. Draußen fragte sie ihn, der lustig pfeifend neben ihr herschritt, warum er so vergnügt sei. „Weil jetzt alles in Ordnung ist," gab er zur Antwort.

Nun waren die beiden allein. —

„Endlich!" dachte Erwin, als seinem spähenden Auge der Saum von Frau Petris Kleid hinter der Thüre verschwunden war, und diese geräuschvoll ins Schloß fiel. „Endlich!"

Tausendmal hatte er sich die Worte eingeprägt, mit denen er Hedwig seine Liebe gestehen wollte. Sogar dem richtigen Tonfall war er auf die Spur gekommen. Oft hatte er sich dabei betroffen, wie er diese Worte vor sich hinmurmelte: auf Spaziergängen, bei der Arbeit, ja selbst im Halbschlummer unruhiger Nächte. Nun wußte er keine Silbe mehr davon.

Er sah empor und bemerkte, daß in Hedwigs Augen helle Thränen schwammen. Sie empfand ein unendliches Weh, ohne daß ihr deutlich wurde, warum. In einem Nu war er bei ihr.

„Sie weinen, Fräulein Hedwig," rief er mit bebender Stimme. „Sie haben Kummer!"

„O nein," stammelte sie und begann zu schluchzen.

„Wissen Sie denn nicht," fuhr er sich selbst vergessend fort, „daß ich es nicht ertrage, Sie weinen zu sehen?

Ich . . . ja ich. Und ich selbst bin so tief traurig, daß es zu Ende sein soll, alles . . . alles zu Ende!"

Mit sanfter Gewalt zog er ihr die Hände von den Augen. Er faßte sie beide und hielt sie gegen seine Brust gedrückt. Sie suchte umsonst ihr thränenfeuchtes Antlitz an der Stuhllehne zu verbergen. „Hast du mich ein wenig lieb?" flüsterte er.

„Ja," hauchte sie kaum hörbar, ohne sich zu bewegen, und ihre Thränen flossen wieder reichlicher.

Er beugte sich zu ihr hinab und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Stirn. Sie wandte das Haupt; ein rosiger Schimmer flog über ihre Wangen und verklärte ihre feuchten Augen wie ein Morgenrot des Glückes. Langsam hob sie die Arme empor, die schlaff herabgesunken waren, und umfing seinen Hals. „Ja," wiederholte sie wie träumend, noch leiser als das erste Mal. Da fanden sich ihre Lippen. —

Wie lange es währte, daß sie sich schweigend umschlungen hielten, sie wußten es nicht. Es war märchenstill. Der Regen hatte aufgehört, und versprengte Tropfen rannen an den Scheiben hernieder. Hinter leichterem Gewölk schwebte die Sonne strahlenlos am Himmel dahin.

„Erwin!" So klang es in seligem Ton von Hedwigs Munde, und wieder: „Erwin!" Sie wurde nicht müde, den Geliebten beim Namen zu nennen, als könne sie nur so Gewißheit erlangen, daß alles Wirklichkeit sei.

* * *

Mit blauen Augen schaute der Frühling ins Land herein. Nachdem in den ersten Tagen des Mai noch ein

kräftiges Schneegestöber sich eingestellt und das zarte junge Grün mit weißem Mantel zugedeckt hatte, schmolz dieser plötzlich in einer warmen sternhellen Nacht hinweg, und als in der Frühe verschlafene, mißtrauische Gesichter aus den Fenstern blickten, da schmeichelte ihnen die weichste, lieblichste Luft als Gutenmorgengruß des Frühlings um Stirn und Wangen. Nur vertrocknete, griesgrämige Gesellen blieben ungerührt von dieser reizenden Ueberraschung; aber alle andern Menschenkinder lauschten mit entzückter Andacht der feierlichen Musik in ihren Herzen, dem Widerhall des großen Verjüngungsfestes der Welt. Und nun gar die Verliebten! — Denen spiegelte ihr wunderlicher Aberglaube vor, die ganze Feerei wäre für sie allein ins Werk gesetzt; das schattige Laub wüchse nur zum Versteckenspiel und die Veilchen nur, damit sie von ihnen gepflückt werden könnten. Der Frühling lächelte zu diesem Wahn mit verzeihender Großmut, und auch die Veilchen ließen sich's gerne gefallen.

Ein großer, duftender Strauß davon prangte auch in Hedwigs Zimmer. Sie habe ihn einer armen Frau abgekauft, so erklärte sie ihrer Mutter seine Herkunft, wurde dabei aber rot, weil sie noch nicht gut lügen konnte. Am liebsten hätte sie gleich nach jener glückseligen Stunde der Mutter alles bekannt; denn sie besaß den Mut ihrer Liebe, und die Notwendigkeit, ängstlich geheim zu halten, was sie gerne frei hinausgejubelt hätte, lag als der einzige leise Schatten auf ihrem wolkenlosen Glück. Jedoch es war Erwins ausdrücklicher Wunsch gewesen, das Geheimnis so lange zu bewahren, bis er das Porträt beendet und ausgestellt haben werde. Der Erfolg konnte ja nicht

zweifelhaft sein, und unterstützt von seinem jungen Ruhm wollte er Frau Rüdiger um die Hand der Geliebten bitten. Er sah schon im Geiste voraus, wie alle Blätter sein Lob verkündeten, wie selbst die einstigen Spötter sich huldigend zu ihm herandrängten, und wie er dann nicht mehr als unbekannter junger Mensch vor Hedwigs Mutter hintreten würde, sondern als ein Künstler, welcher die Prophezeiung der hoffnungsvollsten Zukunft schwarz auf weiß in der Tasche trug.

Nur Ruhland war von ihm nach einigen Tagen ins Vertrauen gezogen worden, nicht allein, weil sein Gefühl ihn dazu drängte, und die Verschwiegenheit seines alten Lehrers durchaus verläßlich war, sondern hauptsächlich, weil ein vermittelnder Bundesgenosse ihm bald unentbehrlich erscheinen mußte. Um so mehr als die Liebenden sich von jetzt an nur selten und unter großen Schwierigkeiten sehen und sprechen konnten. Ruhland hatte mit seinem gutmütigsten Lächeln angehört, was ihm seit lange bekannt gewesen. Und als Erwin am Schluß seiner etwas stockenden Beichte den Zufall gepriesen, durch den er mit Hedwig allein geblieben sei, hatte ihm der Alte die Hände auf die Schultern gelegt und fröhlich gesprochen: „Ja, der Zufall, der Zufall! Er war der rechten Liebe immer günstig.“ Dann hatte er den Kopf ein wenig zur Seite gewandt, um etwas wie eine Thräne aus dem Auge zu wischen, von der er nicht wußte, ob der Rauch seiner kurzen Pfeife sie verschuldet habe, oder die Erinnerung an einen Gewitterabend der fernen Jugendzeit.

Seitdem ging der alte Maler seinem verantwortungsvollen Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit nach und

ließ es sich manche gute Stunde kosten, um die Zusammenkünfte der beiden zu erleichtern. Einigemal bot er sich sogar, wie er es scherzend nannte, als „wandernden Briefkasten" an. Zwar hatte er sofort nach Vollendung seines großen Bildes mehrere kleinere Arbeiten teils neu angefangen, teils wieder aufgenommen; aber trotzdem fand er sich jetzt öfter bei seiner Schwägerin ein als je zuvor. Frau Petri war erfreut und erstaunt zugleich. Was denn dabei viel zu verwundern sei? brummte er. Dürfe er sich nicht auch einmal Erholungsstunden gönnen wie andre? Die gute Frau stimmte mit diesen Argumenten allzusehr überein, um zu bemerken, wie schlecht sie zu seiner sonstigen Anschauungsweise passen wollten. Daß Erwin häufig mit ihm kam, und daß bei gemeinsam unternommenen Spaziergängen die beiden jungen Leute sich selbst überlassen blieben, da Ruhland den Frauen sehr gewichtige Mitteilungen zu machen hatte, hierbei fand niemand etwas Auffälliges.

Dann und wann meinte Ruhland sich vor sich selbst entschuldigen zu müssen, weil ihm das Glück seines Schülers so nahe ging. Denn er gestand sich, daß seine Empfindung ein Teilchen Eitelkeit enthalte. Seine väterliche Hinneigung zu dem jungen Manne war aufgekeimt in Tagen, wo dessen blinde Ergebenheit ihn aus tiefer Vereinsamung riß und vor wachsender Verbitterung bewahrte. Niemals hatte er sich deshalb verhehlt, daß er an Erwin keinen Zug zum Außerordentlichen entdecken konnte, daß dessen immer gleiches, geregeltes Wesen keinen Aufschwung zu hoher, leidenschaftlicher Kunstübung versprach. Um so tiefer war er von jenem ersten Porträtentwurf ergriffen

worden; denn hier schien ein neuer Mensch zu ihm zu sprechen; hier schien in dem fleißigen Schüler das bisher verborgen schlummernde Genie erwacht zu sein. Die natürlichste Erklärung lag dafür bereit: nicht zum erstenmal hatte echte Leidenschaft die edelsten Kräfte einer unentwickelten Natur über Nacht hervorblühen lassen, und er wußte ja aus seiner eigenen Vergangenheit, daß die große, gläubige Liebe Wasser aus dem Felsen schlagen kann. Was er niemals gehofft hatte, traf somit unerwartet ein: die Aussicht, auf den Schüler, welchem er so viel Wohlwollen und Teilnahme gewidmet, einmal stolz sein zu dürfen. Ja, er ertappte sich sogar dabei, wie er auf seinen vorahnenden Blick sich etwas zu gut that. Für ernste Pflicht hielt er es aber nun, diese Liebe zu fördern; denn daß Erwin die Rechte gefunden und sein Herz ein für allemal hingegeben habe, konnte ihm, nachdem er jenen Entwurf gesehen, nicht mehr zweifelhaft sein. „Ich war freilich etwas anders damals," dachte er; „aber die Menschen sind verschieden. Er liebt deshalb gewiß nicht minder stark, wenn er auch schneller seine Besonnenheit wiedererlangt hat."

Inzwischen drängte Frau Rüdiger immer entschiedener zur Abreise. Sie sei ihrer liebenswürdigen Wirtin nun schon beinahe zwei Monate zur Last gefallen, versicherte sie, und man dürfe auch die herzlichste Gastfreundschaft nicht mißbrauchen. Anfänglich gelang es ihr zwar nicht, mit solchen Vorstellungen durchzudringen, da sie alle Stimmen, sogar die ihrer eigenen Tochter, gegen sich hatte. Aber ihre Ausdauer brachte es zuletzt wenigstens zu einem Kompromiß: Sobald der Beständigkeit des Wetters zu

trauen sei, wolle man den Hedwig versprochenen Ausflug ins Gebirge unternehmen, dort etwa eine Woche verweilen, und dann werde ihrer Heimkehr nichts mehr in den Weg gelegt werden. Dieser von Frau Petri befürwortete Vermittelungsvorschlag wurde zum Beschluß erhoben. Auf weitere Zugeständnisse ließ Frau Rüdiger sich durchaus nicht ein, sondern behauptete, daß auch ihr eigener Haushalt nach so langer Abwesenheit ihre Zurückkunft erheische.

Alle diese Verhandlungen fielen Hedwig schwer aufs Herz. Der Gedanke, daß sie sich von Erwin werde trennen müssen, ehe dieser dem Heimlichthun ein Ende gemacht habe, war ihr unerträglich, und doch mußte die Furcht, sich zu verraten, sie hindern, für die Verlängerung des Aufenthalts allzu offen einzutreten. Die Triftigkeit der Gründe Erwins schien ihr unantastbar, wenn sie dieselben auch nicht recht verstand. Aber sie besaß einen so grenzenlosen Glauben an den Geliebten, daß sie in Fragen, welche seine Kunst berührten, es für einen Frevel gehalten hätte, nicht seiner Meinung zu sein. Trotzdem konnte schließlich ihre wachsende Unruhe Erwin nicht verborgen bleiben, zumal er selbst das Peinliche dieses Zustandes mehr und mehr zu fühlen begann. Er versicherte ihr deshalb auf einem jener gemeinschaftlichen Spaziergänge, daß er alle Kraft daransetzen werde, um das Gemälde in einigen Tagen zu vollenden, ein Versprechen, welches ihm leicht wurde, da nur noch wenig an dem Bilde zu thun war. Spätestens am nächsten Sonntag — der Spaziergang fand an einem Montag statt — werde er dann unter dem frischen Eindruck seines Erfolges vor ihre Mutter hintreten und um ihren Segen flehen. Hedwig

erwiderte darauf nur mit einem sanften Händedruck, der in kalte Worte übersetzt etwa heißen mochte: „Ich liebe dich, und deshalb hast du jedenfalls recht.“ —

Nunmehr lag vor aller Augen die Zukunft in der schönsten Ordnung. Aber es kam anders.

Gerade hatte Erwin — zwei Tage nach dieser Unterredung — an dem Porträt den letzten Pinselstrich gethan, als der Depeschenbote bei ihm eintrat und ihm ein Telegramm überreichte. Erwin wog dasselbe eine Sekunde lang unschlüssig in der Hand, als könne er so erraten, was es enthielt. Wer mochte ihm telegraphieren? Jetzt riß er den Verschluß beinahe hastig auf. Die Depesche kam aus seiner Heimatstadt und lautete: „Schlußverhandlung Ihres Prozesses übermorgen. Sieg wahrscheinlich; doch Ihr persönliches Erscheinen dringend erwünscht.“ Unterzeichnet war der Name eines Rechtsanwalts.

Er mußte sich ein Weilchen besinnen, ehe ihm klar wurde, um was es sich eigentlich handelte. Erst nach und nach fiel es ihm ein, daß ein Teil der Hinterlassenschaft seines Vaters von einigen Verwandten gleich nach dessen Tod in Anspruch genommen worden war. Da er zu jener Zeit noch nicht mündig gewesen, so hatte sein erst vor kurzem verstorbener Vormund die Sache vertreten und, wie sich nun herausstellte, auch nach seiner Großjährigkeit weitergeführt. Er selbst hatte längst nicht mehr an diesen Prozeß gedacht. Nach längerem Suchen fand er in einer als Archiv dienenden Schieblade den schon ganz vergilbten Brief des Vormundes, worin ihm der gewissenhafte Mann unter anderm auch über den Stand des Prozesses Rechenschaft ablegte. Es handelte sich, wie aus diesem Schreiben

zu ersehen war, weniger um bares Geld als um einige Grundstücke und ein ganz kleines Landhaus, das Erwins Vater in seinem letzten Lebensjahr gekauft, aber nicht selbst bewohnt hatte. Die Sache scheine aus den und den Gründen ziemlich aussichtslos, so schloß der alte Brief; aber sie sei den besten Händen anvertraut. Erwin hatte seitdem nichts mehr davon gehört, und die ganze Angelegenheit war ihm damals, obschon es sich nicht gerade um eine Bagatelle handelte, völlig gleichgiltig gewesen. Er besaß bei seiner Anspruchslosigkeit reichlich genug zu leben, und für sogenannte praktische Dinge fehlte ihm jeder Sinn.

Heute jedoch ließ die unerwartete Nachricht ihn keineswegs kalt. Das erste, was ihm durch den Kopf schoß, war: „Ein Landhaus! Ich der Besitzer eines Landhauses!" Und er spann sich bereits in den Gedanken hinein, was für ein Relief es ihm bei Frau Rüdiger geben werde, wenn er seiner Werbung sogleich die Einladung auf seine Villeggiatur beifügen könne. „Und Hedwig!" so ergänzte er sich selbst. „Sie ist eine Freundin der freien Natur." Es schmeichelte ihm nicht wenig, daß er daran gerade in diesem Augenblick dachte. „Ich bin es ihr schuldig!" sagte er laut vor sich hin, indem er dabei entschlossen seinen Rock zuknöpfte. Er rechnete aus, daß er in drei Tagen wieder zurück sein könne. „Und eine kurze Trennung ist der Liebe nur wohlthätig," fügte er mit philosophischem Scharfblick hinzu.

Darauf setzte er, nachdem er den Fahrplan studiert hatte, die folgende Antwort auf: „Komme morgen Nachmittag." Die kleine thüringische Stadt lag ziemlich ab-

seits von der großen Linie und war, wenn er den Nachtschnellzug benutzte, nicht früher zu erreichen.

Hedwig noch vor seiner Abreise allein sprechen zu können, diese Hoffnung mußte er nach einigem Ueberlegen aufgeben, und sich vor Zeugen von ihr zu verabschieden schien ihm nicht ratsam. Wie leicht hätte dann ihre Erregung den Verräter spielen können, und er wollte doch erst nach seiner Rückkehr strahlend wie Jupiter aus der Wolke treten.

Ruhland war diesen Vormittag gar nicht ins Atelier gekommen, da er einige geschäftliche Gänge zu erledigen hatte. So bekam ihn Erwin erst nach Tisch zu Gesicht. Schon ganz reisefertig gab er seinem Lehrer getreuen Bericht mit dem Ersuchen, er möge die sofortige Ausstellung des Porträts veranlassen und ihn bei den Damen, besonders aber bei Hedwig entschuldigen.

Der alte Mann stimmte ihm bei, daß er seine Interessen persönlich wahren müsse, und versprach mit gewohnter Gutmütigkeit, alles zu besorgen. „Nur solltest du," fuhr er etwas nachdenklich fort, „nicht ohne Abschied von Hedwig verreisen."

Erwin seufzte ein wenig. „Es ist leider keine Zeit mehr, und ich fände sie ja doch nicht allein. Uebrigens — in drei Tagen bin ich wieder da."

„Dann schreibe ihr wenigstens," sagte Ruhland.

„Halten Sie das für nötig?"

„Ja!" — Dieses kurze „Ja" hatte einen etwas barschen Klang. —

Einige Stunden später fuhr Erwin zur Bahn, und gleichzeitig klingelte Ruhland vor der Wohnung seiner Schwägerin.

Hedwig öffnete und that, als sie in das treue Gesicht sah, einen kleinen Freudensprung wie ein Kind, dem man Süßigkeiten mitbringt. Auf die Frage, warum sie selbst an die Thür gekommen, erwiderte sie, die Magd sei in der Küche beschäftigt und ihre Mutter mit Frau Petri gleich nach dem Mittagessen fortgegangen. Sie sei zu Hause geblieben, um eine Handarbeit fertig zu machen.

Ruhland lächelte. „Nur wegen dieser Handarbeit?"

Sie sah mit einem dankbaren Blick zu ihm hinauf und faßte ihn bei der Hand wie einen Kameraden, um ihn nach der Stube zu führen. Dabei kamen ihm Erwins Worte ins Gedächtnis: „Ich fände sie ja doch nicht allein."

Er überlegte, wie er es ihr am besten beibringen könne. „Denn es wird sie schmerzen," dachte er; „sie hat ihn heute sicher erwartet und ist nur deshalb nicht ausgegangen."

„Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee bringen lassen?" fragte Hedwig.

Er dankte. Darauf erzählte er ihr, daß Erwin eine sehr freudige Nachricht bekommen habe, die ihm unverhofferweise ein kleines Gut in Aussicht stelle. Die Freude, welche bei diesen Worten in ihrem Antlitz aufleuchtete, ließ ihn wieder stocken.

„Ja, es ist ein rechtes Glück," fuhr er endlich fort und sah dabei ganz gegen seine Gewohnheit auf seine Fußspitzen. „Und nun hat er sofort verreisen müssen — nur für drei Tage natürlich. Es war ihm zu seinem großen Leidwesen versagt, Sie vorher noch einmal zu sehen; aber er denkt ja doch nur an Sie, während er fern

ist. Hier ist sein Brief. Lesen Sie ihn nur gleich. Mit mir altem Kerl brauchen Sie keine Umstände zu machen."

Hedwig war ein wenig bleich geworden, und ihre Hände zitterten, während sie den Brief las. Er bestand nur aus wenigen Zeilen, die im herzlichsten Ton gehalten waren und zum Schluß hervorhoben, daß allein um ihretwillen der Besitz des Landhauses wertvoll erscheine ihrem sie anbetenden Erwin.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie blickte auf und sah, daß Ruhland sie mit stiller Zärtlichkeit betrachtete.

„Sie werden mich auslachen," sagte sie, ihre Augen trocknend, „daß ich so kindisch bin."

„Nein, liebes Kind, das werde ich nicht. Ich weiß, wie es einem dabei zu Mute ist."

Mit einem Male kniete sie vor ihm nieder und küßte seine Hände. Tief ergriffen legte er sie ihr wie segnend auf die weichen Locken.

„Du wirst ihn sehr glücklich machen," sagte er leise und feierlich, „und er wird alles Beste dir zu danken haben. Aber auch du bist des höchsten Glückes wert; denn wie du liebst, so lieben nur die, welche unser Herrgott im Paradies aufs Herz geküßt hat. Und nun sei fröhlich, mein Töchterchen; denn wenn ich dein Vater wäre, ich könnte nicht eifersüchtiger dein Glück bewachen."

* * *

Die drei Tage vergingen, ohne daß Erwin an die Rückreise denken konnte, denn er hatte sehr bald eingesehen, daß er seinen Aufenthalt in der Heimat, wenn

derselbe überhaupt einen Zweck haben sollte, noch zu verlängern genötigt sei. Der Prozeß war gewonnen, und sein Anwalt versicherte ihm wiederholt, daß sein taktvolles Auftreten in der Schlußverhandlung die Richter wesentlich zu seinen Gunsten gestimmt habe. Er hörte das gern, wie jeder, den man in einer Eigenschaft lobt, welche er sich bisher selbst nicht zugetraut hat. Nun aber begannen erst die Schwierigkeiten. Er sollte für die Verwaltung eines Teiles der zugesprochenen Grundstücke, für den Verkauf von andern Sorge tragen, Familienpapiere durchsehen, Pachtverträge revidieren, und was dergleichen Geschäfte mehr waren. Am liebsten hätte er dies alles dem Rechtsanwalt überlassen; aber der hochbetagte Herr wollte nicht die ganze Verantwortung auf sich nehmen und riet ihm, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen; in wenigen Tagen könnten dieselben, zumal er ihm nach Kräften beistehen werde, ein für allemal ins rechte Geleise gebracht sein.

Gleich nach dieser Unterredung begab sich Erwin ins Hotel, um zwei Briefe zu schreiben, den einen an Ruhland, dem er nur kurz die Verzögerung seiner Rückkehr mitteilte und das inliegende Schreiben an Hedwig zur Besorgung anvertraute. Dieses letztere hatte den folgenden Wortlaut:

„Meine geliebte Hedwig!

„Wie sehr muß ich es beklagen, daß sich unser Wiedersehen noch um mehrere Tage verzögern wird! Hätte ich ahnen können, daß die leidigen Geschäfte mich so lange zurückhalten würden, keine Minute hätte ich dann gezögert, unser förmliches Verlöbnis noch vor unsrer Abreise zu schließen. Nun müssen wir uns gedulden, mein Liebchen.

Solltest Du unterdessen mit Deiner Mutter ins Gebirge wandern, so komme ich auf Flügeln der Liebe Dir nach, und wir feiern das schönste Fest unsres Lebens im Angesicht der ewigen Berge. Das Häuschen, welches mir zugefallen ist, liegt sehr schön, mit der Aussicht auf waldige Hügel. Ich habe schon angefangen, es zu skizzieren, und werde Dir das Bildchen, das wohl gar nicht übel wird, mitbringen, damit Du siehst, wo wir künftig einmal unsre Sommerfrische genießen können. Und noch eins: Hast Du vielleicht gehört, wie man das Porträt beurteilt? Es ist ja doch jedenfalls schon ausgestellt? Wenn etwas darüber in der Zeitung steht, so schicke mir, bitte, den Ausschnitt. Meine Landsleute, die überhaupt eine allzu hohe Meinung von mir haben, interessieren sich sehr dafür. Ich bin ewig der Deinige, wenn auch Länder und Meere uns trennen sollten. Mit vielen Grüßen und Küssen Dein getreuer

Erwin."

Diesen Brief las er noch mehrmals durch und fand ihn durchaus stimmungsvoll. Dann machte er Toilette, um einer Einladung zum Mittagessen zu folgen, mit welcher ihn der Herr Bürgermeister beehrt hatte.

Was er Hedwig über die Aufnahme in seinem Heimatstädtchen berichtet, war keineswegs übertrieben. Seit dem Tode seines Vaters hatte er sich hier nicht mehr sehen lassen, und seine Ankunft in dem kleinen, weltabgeschiedenen Ort, der außer Touristen und Geschäftsreisenden selten einen Fremden beherbergte, brachte die guten Leute einigermaßen in Aufregung. Daß der Sohn des reichen Weißbindermeisters ein großer Künstler geworden, diese Legende

wurzelte fest in den kleinstädtischen Gemütern, und je mehr die Entfernung die Dinge vergrößert, um so williger hatte man sich eingebildet, stolz auf ihn sein zu müssen. Da dem Städtchen eine Berühmtheit bisher völlig gemangelt hatte, so wurde diese Lücke nach stillschweigender Uebereinkunft durch Erwin Dürer ausgefüllt. Selbst die Zweifler, welche vorher Beweise forderten, mußten verstummen, als Erwins Name in einem großen illustrierten Blatt bei Beschreibung eines Künstlerfestes, an dessen Arrangement er sich beteiligt, lobend erwähnt worden war.

Und nun erschien er in eigener Person auf dem Schauplatz seines Ruhmes. Gleich anfangs erwarb er sich zu seinen andern bedeutenden Eigenschaften noch ein Landhaus, und wie viel er dabei seinem trefflichen Benehmen vor Gericht verdankte, das hatte der alte Anwalt, der zwar innerlich ebensowenig von Erwins Künstlergröße wie von der Uneigennützigkeit seiner Bewunderer überzeugt war, schnell zu verbreiten gewußt. Von allen Seiten flogen dem Gefeierten die Einladungen zu; er traf eine verständige Auswahl und hatte trotzdem gleich am zweiten Tage für eine ganze Woche alle Mittage und Abende besetzt. Die Damen fanden ihn reizend; er habe so etwas echt Künstlerisches in seinen Manieren; auch sei er wirklich hübsch, besonders wenn er einen so kindlich ansehe. Die Väter fragten ihn, ob er denn nicht vorhabe, in Zukunft wenigstens einen Teil des Jahres in seiner Vaterstadt zu verbringen, und die Mütter behaupteten lächelnd, es sei hohe Zeit, daß er sich für eine häuslich gesinnte Lebensgefährtin sorge; denn man wisse, wie unpraktisch so ein Künstler sei.

Anfänglich war Erwin nicht wenig überrascht von diesen Huldigungen, die ihn mit einem Schlag zum Mittelpunkt des ganzen Städtchens machten. Aber da er sich keineswegs dagegen sträubte, so erschienen sie ihm bald als etwas Selbstverständliches. Er schrieb sich große gesellschaftliche Talente zu, die er bis jetzt bei seinem zurückgezogenen Leben nicht habe entdecken können; ja, er begann sogar an seine Berühmtheit zu glauben, da niemand in seiner Umgebung daran zweifelte. „Ich bin mir bisher in der That meines Könnens nicht bewußt geworden," dachte er; „ich war eben einer unter vielen. Es ist gut, daß ich einmal in die Welt hinausgeblickt habe; denn der echte Künstler bedarf der allgemeinen Anerkennung wie eine Blume des Sonnenscheins."

Wenn man ihm vom Heiraten sprach, so wich er mit irgend einem Scherzwort aus; niemals aber suchte er auch nur anzudeuten, daß er schon gebunden sei. Von so vielen Damen, alten und jungen, gleichzeitig verwöhnt und bevorzugt zu werden, bereitete ihm keine geringe Genugthuung. „Hedwig ahnt gar nicht, wie man sie einmal um mich beneiden wird," sagte er sich und glaubte dabei, ihr einen schweren, aber gerechten Vorwurf gemacht zu haben.

So vergingen für ihn einige Tage in der angenehmsten Weise. Er war lange nicht so heiter und mit sich selbst einverstanden gewesen wie jetzt. Er glaubte, die dornenvolle Zeit seines Lebens sei durch seine eigene Kraft überwunden; nun komme er berechtigtermaßen dazu, die Früchte aller Sorge und Arbeit zu genießen. Wenn seine Tischnachbarinnen ihm über seine lustige Laune Kom-

plimente machten, so erwiderte er, man dürfe sich nicht wundern, wenn auch der ernste Wanderer frohe Rast halte, nachdem er endlich einen Gipfel erstiegen. Schon hatte er den größten Teil seiner Angelegenheiten geordnet und wagte sich selbst nicht einzugestehen, daß er mit einigem Bedauern an die Abreise dachte. Da wurde ihm von seinen eifrigsten Verehrern, dem Bürgermeister und dessen Gattin, welche drei erwachsene Töchter, lauter Kunstliebhaberinnen, zu Hause hatten, der verlockende Vorschlag gemacht, einem Waldfest beizuwohnen, das sie Anfang der nächsten Woche ihm zu Ehren veranstalten wollten. Er lehnte ab, da er unmöglich so lange bleiben könne; unausweichliche Pflichten zwängen ihn zur Rückkehr. Die Frau Bürgermeisterin aber wandte ein, er sei doch gewiß so frei und unabhängig, daß es ihm auf die paar Tage nicht ankomme. Darauf wurde er ein wenig rot und stotterte etwas von begonnenen Arbeiten. Während er jedoch nach seinem Hotel ging, fühlte er sich sehr mißmutig. Er sollte frei und unabhängig sein! Und er war doch so gebunden, daß er den wackeren Leuten das Vergnügen versagen mußte, sich bei einer größeren festlichen Veranstaltung seiner Anwesenheit zu erfreuen.

Ein Brief von Hedwig lag auf seinem Tisch. Mit einem leichten Seufzer öffnete er das zierliche Couvert, dessen Rückseite mit drei fliegenden Schwälbchen verziert war. Oben am Briefbogen steckten einige Veilchen, die noch stark dufteten. Es war ein sehr kunstloses Schreiben; aber zwischen den Zeilen pochte und atmete die Sehnsucht. Er solle nur ja in aller Ruhe seine Sachen erledigen. Jeder Tag freilich, an dem er früher komme, werde ihr

wie ein Geschenk des Himmels erscheinen. Aber das brauche sie wohl gar nicht zu sagen; denn ihm sei gewiß ebenso zu Mute. Für ihr Leben gern möchte sie sich vorstellen können, wie die Stadt aussehe, in der er jetzt herumwandere. So oft es möglich sei, besuche sie Ruhland, um mit ihm über den fernen jungen Mann zu sprechen, den sie beide lieb hätten, und dann werfe sie auch immer einen Blick in sein einsames Atelier. Die Schwalbe vor seinem Fenster habe Junge; man sehe ganz deutlich ihre kahlen Köpfchen, und was dergleichen Geplauders mehr war. Noch drei Postskripte folgten ihrer Unterschrift, in denen sie eigentlich gar nichts Neues sagte. Ein Zeitungsausschnitt lag bei, die Besprechung des Porträts enthaltend; im Briefe selbst stand davon kein Wort.

Diesen Ausschnitt las Erwin zuerst und nickte dazu fortwährend, als wolle er dem Verfasser sein volles Einverständnis kundthun. Das Porträt, hieß es da, sei das bedeutendste und interessanteste, welches man seit langem gesehen habe; deshalb müsse die Kritik sich eingehend damit befassen. Nun folgte eine genaue Beschreibung der eigenartigen Schönheit dieser „träumerischen, halb aufgeblühten Knospe" und der ebenso eigenartigen Auffassung, und am Schluß fehlte auch die Prophezeiung der großen Zukunft nicht.

Erwin sprang auf und ging mit langen Schritten im Zimmer hin und her; dann setzte er sich wieder, um den Ausschnitt noch einmal zu lesen. Das reichliche Lob erstaunte ihn nicht; er hatte es ja mit der Sicherheit eines Astronomen vorausberechnet. Nachdem er die ge-

druckten Worte beinahe auswendig wußte, las er auch Hedwigs Brief. Er fand denselben etwas kindlich, und es verdroß ihn, daß sie lauter Nebensachen erwähnte, während sie über die große Wendung in seinem Leben keine Silbe schrieb. „Sie besitzt für meinen künstlerischen Beruf noch nicht das rechte Verständnis," murmelte er. „Es wird schwer halten, sie darüber aufzuklären."

Noch an demselben Nachmittag fiel ihm bei der Durchsicht alter Familienpapiere ein halb vermodertes Blatt in die Hände, das den Stammbaum seines Geschlechtes enthielt. Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnte er seine Vorfahren zurückverfolgen; es waren meist ehrsame Handwerker, und einer unter ihnen, ausnahmsweise ein Schulmeister, hatte vor nun auch beinahe hundert Jahren mit kleinlichem Fleiß diese Stammtafel entworfen. Erwin wollte sie schon, nachdem er sie überflogen, beiseite legen, als sein Blick an den Personalien seines ältesten hier verzeichneten Ahnen haften blieb: Johann Christian Dürer, Bäckermeister, geboren 1612 zu ... Der Name der Stadt war undeutlich geschrieben und etwas verwischt; aber nachdem Erwin genauer hingesehen, konnte er ihn nicht mehr anders lesen als: Nürnberg. Ja, so hieß es. Je länger er die Buchstaben prüfte, desto weniger zweifelte er daran.

Nürnberg! Seine Familie stammte aus Nürnberg! Diese Entdeckung traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Damit war es ja so gut wie erwiesen, daß er sich als direkten Nachkommen des großen deutschen Meisters betrachten durfte. Zwar hatte in letzter Zeit die Zunahme seines Selbstbewußtseins ihm den Aerger aus dem Ge-

dächtnis schwinden lassen, den ihm noch kürzlich sein Name bereitet. Nun aber erinnerte er sich jener bitteren Empfindung und warf wie triumphierend den Kopf in den Nacken. „Ihr habt mich verhöhnt," rief er trotzig, als ob alle seine Gegner um ihn versammelt wären; „ihr habt mich verlacht, weil ich Dürer heiße. Was aber werdet ihr sagen, wenn ihr erfahrt, daß dieser Name kein plumper Zufall ist, daß ich der Enkel jenes Genius bin, den ihr vergöttert?" Hoch aufgerichtet und kerzengerade stand er in dem engen Hotelzimmer, als habe er die Nachricht von seiner Erhebung in den erblichen Adel erhalten. Denn dieses Aktenstück war der Schlußstein des stolzen Postamentes, das er sich langsam und stetig in den letzten Wochen aufgebaut hatte.

In einer halb feierlichen, halb übermütigen Stimmung begab er sich am Abend in die Gesellschaft seiner Landsleute. Er hatte nicht vergessen, den Zeitungsausschnitt vorher in die Tasche zu stecken. „Ich bin ihrer Teilnahme dieses Vertrauen schuldig," dies war die Begründung gewesen, die er sich über jene Vorsorglichkeit abgegeben.

Die Besprechung von Erwin Dürers neuem Werk wanderte an der Tafelrunde von Hand zu Hand. Man beglückwünschte den Künstler zu seinem großen Sieg, und ein wohlbeleibter Stadtrat erhob sich, um auf die Zukunft des hoffnungsvollen jungen Mitbürgers zu trinken. Erwin dankte mit humoristischen Worten und versicherte, er werde seiner Fahne treu bleiben. Sein Trinkspruch gelte den Gönnerinnen der Kunst, den Damen. Unter allgemeinem Applaus stieß er mit seiner Nachbarin, der ältesten Bürger-

meisterstochter an; aber das Glas zerbrach, und klirrend fielen die Scherben zu Boden.

* * *

Es fehlte nicht viel, so hätte Erwin sich doch noch überreden lassen, bis zu dem Waldfeste zu bleiben. Aber nachdem jetzt alles so gut, wie er nur wünschen konnte, geordnet, die Grundstücke neu verpachtet, das Häuschen vorteilhaft vermietet war, drängte es ihn zur Abreise. Besonders verlangte ihn, sich persönlich von dem Eindruck zu überzeugen, den der außerordentliche Erfolg seines Werkes auf die Kollegen und die weitesten Kreise der Bevölkerung gemacht haben mußte. Auch war er der Meinung, um Hedwigs willen Gewissensbisse zu empfinden. Aber er besänftigte dieselben, indem er dachte: Pflichten sind eben Pflichten.

Ein zweiter Brief Hedwigs hatte ihm gemeldet, daß sie im Begriffe stehe, mit ihrer Mutter und Frau Petri sich nach Urfeld am Walchensee zu begeben. Nun werde er ja gewiß bald dorthin nachkommen können. Und wie alles Schlimme auch seine guten Seiten habe, so freue sie sich ganz unvernünftig, daß ihre Verlobung jetzt auf einem so prächtigen Fleckchen Erde stattfinden solle. Ueber die Wirkung des Bildes schrieb sie wieder gar nichts; aber tausend Grüße sandte sie ihm von sich selbst, von Ruhland und von der ganzen Schwalbenfamilie.

Daß er sie nun wahrscheinlich nicht mehr in der Stadt antreffen würde, war ihm nicht unlieb. Denn so gewann er dort einige Tage völliger Freiheit und konnte sich recht eingehend über die Tragweite seines künstlerischen

Triumphes unterrichten. Er war stolz auf diesen Plan: Immer zuerst die Pflicht, und dann die Liebe.

Sein Abschied verlief glänzend. Einen ganzen Vormittag mußte er damit zubringen, die Albums zahlreicher Damen mit Skizzen oder wenigstens mit Autogrammen zu versehen. Der Bürgermeister und der Rechtsanwalt geleiteten ihn zum Bahnhof, und der erstere nahm ihm das Versprechen ab, daß er seine Vaterstadt bald mit einem längeren Besuch beehren werde.

Fast zwei Wochen waren seit seiner plötzlichen Reise in die Heimat vergangen, als er morgens an dem Atelier vorfuhr. Er hatte sich gar nicht die Zeit genommen, zuerst in seiner Wohnung abzusteigen, sondern kam direkt vom Bahnhof dorthin, weil er brannte vor Ungeduld, von seinem Lehrer die ihn betreffenden Neuigkeiten zu hören. Ruhland, der von sich zu sagen pflegte, er wolle lieber die ganze Kulturgeschichte malen, als einen Brief abfassen, hatte ihm natürlich nicht geschrieben. Um so verdrießlicher war es ihm, als der Hausmeister ihn bedeutete, der Herr Professor — so nannte er jeden Maler über vierzig Jahre — sei schon gestern in aller Frühe für einige Tage zum Besuche seiner Schwägerin an den Walchensee gefahren. „So, so!“ erwiderte Erwin, warf nur einen flüchtigen Blick in das Atelier, in welchem ein großer, prachtvoller Strauß von Feldblumen prangte, und setzte sich dann wieder in die Droschke.

Als er zum Mittagessen in die „Lilie“ kam — denn so lange hatte seine Neugier sich gedulden müssen — wurden seine hochgespannten Erwartungen durch den Empfang, den die Freunde ihm bereiteten, noch über-

troffen. „Da kommt ja der neue Lenbach!“ rief Ballerstedt, und alle sprangen auf, um ihn willkommen zu heißen und zu beglückwünschen. „Du, das hätte ich dir weiß Gott nicht zugetraut,“ ergriff Ballerstedt wieder das Wort, indem er ihn unterm Arm nahm und zu seinem Platze führte; „da hast du einen Hauptcoup gemacht!“ Und ein junger Tiermaler, der nur ganz ausnahmsweise sprach, teilte ihm mit, er werde dieser Tage eine Bestellung für ein neues Porträt erhalten von dem Major so und so; wenigstens habe sich derselbe angelegentlich nach seiner Adresse erkundigt. Erwin war über alle Maßen glücklich. „Sogar den Neid habe ich besiegt,“ meinte er im stillen; dann bestellte er Champagner, redete sehr viel und lachte angelegentlich mit, auch über die zweideutigen Witze Ballerstedts, die ihn sonst immer entrüstet hatten.

Nach Tische sprach er die Absicht aus, in den Kunstverein zu gehen; denn er wolle doch wissen, wie sein Bild sich dort ausnehme. Der Schlachtenmaler hing sich an seinen Arm, was er sonst nie gethan hatte, und wurde nicht müde, ihm schmeichelhafte Dinge zu sagen. Mitten auf der Straße blieb Ballerstedt plötzlich stehen, blies den Rauch seiner Cigarette gerade in die Höhe und zwinkerte mit den Augen.

„Es ist eine weitläufige Verwandte vom alten Ruhland, nicht wahr?“

„Wer?“ fragte Erwin ganz ahnungslos.

„Nun, dein Modell. Muß ein ganz famoses Frauenzimmer sein!“ Dabei hüllte er sich wieder in eine Rauchwolke.

Erwin überlegte, ob er sich nicht verbitten solle, daß in diesem Ton von Hedwig geredet werde. Doch das könnte sie nur kompromittieren, dachte er. Deshalb erwiderte er gelassen:

„Es ist eine achtbare Dame aus sehr guter Familie."

„Freilich; das weiß ich ja. Aber verdammt hübsch. Bleibt sie noch lange hier?"

„Sie ist schon abgereist."

„Schade, sehr schade. Na, um so besser für dich. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Die hätte dich wahrscheinlich beim Wort genommen."

„Was willst du damit sagen?" fragte Erwin mit aufsteigendem Aerger.

„Nichts, als daß du dich nicht fangen lassen sollst. Ein Künstler, der eine solche Zukunft vor sich hat wie du, muß frei und unabhängig sein; sonst bringt er's zu nichts. Hast du vielleicht gehört, daß Rafael ein Familienvater war? Erst jetzt hat wieder einer dran glauben müssen."

Erwin ärgerte sich noch immer; aber er begann nachdenklich zu werden und schwieg. Ballerstedt ließ sich dadurch nicht irre machen; er schlug mit der flachen Hand an seine Stirn, als ob er etwas unmöglich begreifen könne, und fragte: „Hast du nicht auch den dicken Lebert gekannt, den Bildhauer? Nun natürlich hast du ihn gekannt; er kam ja auch öfters in die ‚Lilie'. Ein prächtiger Bursch, und er hätte es gewiß zu was Rechtem gebracht. Da läuft ihm eine nach mit einem hübschen Gesicht und keinem Groschen Geld. Die wäre ihm so wie so sicher gewesen. Aber ein Pastorsohn, wie er ist, und mit seinen

antediluvianischen Ansichten redet er sich ein, daß er sie heiraten muß. Nun sitzt er mit ihr da, hat den Kopf voll Sorgen und kann sich nicht einmal satt essen. Und seine Frau versteht so viel von der Bildhauerei wie ich vom Ballettanzen. Dabei hat er sich auch schon mit ihr gezankt. Das weiß ich von dem Zahnarzt, der unter ihm wohnt und den Skandal durch die Decke durch gehört hat."

„Ja, aber . . ." Erwin wollte etwas gegen diese Schilderung einwenden; doch es fiel ihm nichts Passendes ein.

„Daß du auf so was nicht anbeißest," fuhr der Schlachtenmaler fort, „darüber kann ich wohl ruhig sein. Ich glaube, jetzt kommst du gerade auf den richtigen Weg. Leute wie wir haben vor allem Pflichten gegen sich selbst, und der echte Künstler muß das Leben kennen lernen. Uebrigens . . . Donnerwetter!"

Er hatte sich plötzlich unterbrochen und schaute, seinen Schnurrbart drehend, angelegentlich in den eben vorüberfahrenden, offenen Trambahnwagen, auf dessen vorderster Reihe eine üppige, stark gepuderte Dame saß. Mit einem: „Wir sehen uns noch!" drückte er Erwin rasch die Hand und hatte mit ein paar großen Sätzen den Wagen erreicht, auf den er sich gewandt hinaufschwang, um dicht neben jener Dame Platz zu nehmen.

Der Zurückbleibende sah dem Wagen nach, bis er seinen Blicken entschwunden war, und seufzte dann tief: „Der Glückliche! Er hat leicht reden." —

Wenige Minuten später befand er sich im Kunstverein seinem eigenen Werke gegenüber, das sehr günstig aufgehängt war und auch jetzt zu seiner großen Genug-

thuung die Betrachter am meisten fesselte. „Mich wird niemand kennen," dachte er. Dennoch wünschte er heimlich, daß man auf ihn als den Schöpfer hindeute. Mit möglichst gleichgiltiger Miene näherte er sich der Gruppe, die vor dem Porträt versammelt war.

„Wie heißt doch der Künstler?" fragte eine alte hagere Dame ihren Begleiter, indem sie das Bild fortwährend durch den Operngucker betrachtete.

Der Angeredete klemmte sich ein Monocle ins Auge, trat auf das Bild zu und las den Zettel neben dem Rahmen. „Dürer!" gab er zur Antwort. „Vielleicht ein Neveu des alten Dürer."

„Wo denken Sie hin, Baron? Der lebte ja schon im achtzehnten Jahrhundert. Und doch, es ist eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters. Magnifique, mon cher! Nein, wie ich diese echt deutsche Künstlerfamilie liebe!"

Darauf gingen sie weiter. Erwin fühlte die Versuchung, sich diesen Kunstkennern vorzustellen; doch er hielt sich zurück. Dann betrachtete er sein Werk selbst noch einmal, als ob er es zum erstenmal vor Augen bekäme, und er fand wirklich einige Aehnlichkeit mit der Manier seines vermeintlichen Vorfahren. Besonders im Pinselstrich! dachte er. Er that einen tiefen Atemzug und hob die Schultern hoch wie jemand, der eben photographiert werden soll.

Als er am späten Nachmittag wieder in das Atelier kam, übergab ihm der Hausmeister die Visitenkarte eines „Herrn Militär", der sich in der Mittagstunde nach ihm erkundigt habe. Auf der Karte stand Name und Wohnung des Majors, von dem der Tiermaler gesprochen

hatte, und die folgenden, mit Bleistift geschriebenen Worte: „Habe von Ihrer Rückkehr gehört, möchte gern mein Porträt von Ihnen malen lassen. Wann kann ich Sie sprechen?"

Erwin setzte sich an seinen Tisch und antwortete darauf, er habe noch eine kleine Reise vor, werde aber schon in einigen Tagen wieder zu Hause sein und sich dann erlauben, den Herrn Major persönlich aufzusuchen.

Während er diese Zeilen schrieb, hielt er mehrmals ärgerlich inne. Wenn nun dem Manne, der schon so lange gewartet, inzwischen die Geduld ausgehen und er sich kurzweg an einen andern wenden würde! Wegen seiner Verlobung konnte ihm dann ein höchst lohnender Auftrag entschlüpfen, konnte seine glänzend begonnene Laufbahn wieder in Frage gestellt werden. Wegen seiner Verlobung! Mit unwilligem Faustschlag preßte er die Briefmarke auf das Couvert. Dann ging er mit großen Schritten auf und ab. Ja, er wollte sich verloben! Warum fiel ihm dieses Wort so zentnerschwer aufs Herz? Liebte er Hedwig nicht? Gewiß, er liebte sie. Aber sollte er denn dieser Liebe alles zum Opfer bringen? Alles, seine Freiheit, seine Zukunft, seine Kunst! Das wäre ja eine Gewissenlosigkeit, ein unverzeihlicher Frevel, den niemand von ihm verlangen konnte, niemand, auch Hedwig nicht, wenn sie ihn wirklich liebte. Allerdings, er hatte sich gebunden. Aber konnte man das wirklich gebunden nennen? In völliger Selbstvergessenheit, im Rausche gleichsam war er in jenem Augenblick gewesen, und für einen Augenblick der Ekstase sollte er sein ganzes Leben lang büßen! Das konnte kein Richter und kein Gesetz von ihm fordern.

Wäre er überhaupt ein Künstler, wenn er sich nicht in sein künstlerisches Ideal verliebt hätte, und sollte dieses erste Ideal das einzige bleiben? Schon sah er Ballerstedts und seiner Freunde mitleidige Gesichter, wenn er als Bräutigam in die „Lilie" treten würde, hörte die spöttischen Bemerkungen, welche sie hinter seinem Rücken machten. Und was war der Ersatz für all diese unerschwinglichen Opfer? Eine Frau, die wohl niemals fähig sein würde, seine ganze Bedeutung und die Größe seiner Aufgabe zu begreifen, die mit spießbürgerlicher Treue an ihm hing und gerade dadurch seine Flugkraft lähmte. Rafael ein Familienvater! so hatte der Schlachtenmaler gesagt, und es lag ja eine sonnenklare Wahrheit in diesen Worten. „Ich will kein Philister sein!" rief er laut und stampfte dabei so heftig auf, daß eine leichte Staubwolke vom Boden emporstieg.

In der Nacht wälzte er sich schlaflos in seinem Bett herum. Tausend verlockende Bilder des Ruhmes umgaukelten ihn und verdunkelten sich wieder, sobald das Gespenst der Verlobung dazwischentrat. Fortwährend hatte er die Empfindung, als ob er federleicht in die Lüfte schweben wolle und von zwei klammernden Armen festgehalten werde. Es dämmerte noch, als er entschlossen aus dem Bette sprang: „Ich muß ein Ende machen, so oder so!"

Er sah auf die Uhr. Wenn er den ersten Zug erreichte, konnte er mittags am Walchensee sein. Hastig kleidete er sich an und packte seine Reisetasche. Mit Hedwig förmlich zu brechen, hätte er niemals den Mut gefunden; jedenfalls mußte er sie persönlich aufsuchen,

schon Ruhlands wegen, der in all diesen Dingen so seltsame Anschauungen hatte. In einem Brief wäre die ganze peinliche Angelegenheit am besten zu erledigen gewesen; aber niemand sollte an der Ritterlichkeit seiner Gesinnungen zweifeln. Auf dem Weg zum Bahnhof überlegte er noch einmal, wie er vorzugehen habe. Er wollte das Verlöbnis keineswegs abbrechen, sondern es nur für unbestimmte Zeit verschieben. Wie leicht mußte es ihm fallen, Hedwig davon zu überzeugen, daß er dies nur in ihrem Interesse thue, daß er ihr Leben nicht fest an das seine knüpfen könne, ehe er eine sichere künstlerische Position erworben habe. Dieser Beweisgrund erschien ihm so einleuchtend, daß er sich zuletzt sagte: Es ist meine Pflicht, in dieser Weise zu handeln. Dabei bewunderte er seine Uneigennützigkeit. Nur erst so weit! dachte er. Die Trennung wird schon das ihrige thun. Unsre Briefe werden kürzer und seltener werden, endlich ganz aufhören, und wir können trotzdem gute Freunde bleiben.

Durch dieses Selbstgespräch fühlte er sich vollständig beruhigt. Er war in der angenehmen Stimmung eines Rechners, der nach langem vergeblichen Suchen den Fehler in seiner großen Addition herausgefunden und verbessert hat. Im Eisenbahncoupé holte er sogar einen Teil des Schlummers nach, den er in der Nacht entbehrt hatte, und mußte vom Schaffner geweckt werden.

In Penzberg mietete er einen Einspänner und fuhr dem Gebirge entgegen, das wie eine ungeheure blaugrüne Wand mit vereinzelten weißen Flecken den südlichen Hintergrund abschloß. Bald blinkte der Spiegel des Kochelsees zwischen Bäumen und Büschen hervor. In Kochel nahm

Erwin ein reichliches Frühstück ein, ließ sich über den See rudern und trat den Weg nach dem Walchensee zu Fuß an, von einem Fischerjungen begleitet, der ihm die Tasche trug.

* * *

Für Hedwig waren die ersten Eindrücke des Gebirges von überwältigender Wirkung gewesen. Still und in sich gekehrt hatte sie seit Erwins Abreise die Zeit verbracht und, wenn man eine Frage an sie gerichtet, träumerisch die Augen aufgeschlagen und sich lange besonnen, als habe man in einer fremden Sprache zu ihr geredet. Auch beim Aufbruch aus der Stadt hatte sie Frau Petris wortreiche Schilderung der Herrlichkeiten, denen sie entgegeneilten, nur mit einem verlorenen Lächeln beantwortet. Aber unterwegs war es mit einem Male über sie gekommen wie ein toller Jubel, und als der Wagen mühsam den Kesselberg hinaufgefahren, welcher Kochelsee und Walchensee voneinander trennt, da war sie aus dem knarrenden Gefährt herausgesprungen und bergan gestürmt mit hocherhobenen Armen, ohne umzuschauen, ohne die Rufe der besorgten Damen zu hören.

Im Gasthof von Urfeld, das heißt in dem größten der drei primitiven Häuser, aus denen das Oertchen besteht, hatte man sich einquartiert, und schon nach wenigen Tagen war Hedwig gut Freund mit sämtlichen Eingeborenen. Der Fischertoni lehrte sie rudern, und seine Tochter, die Fesi, mußte ihr die Stellen im Walde zeigen, wo die schönsten Blumen wuchsen und die ersten Erdbeeren reiften. Auch mit dem Hirtenbuben schloß sie Freundschaft und

kannte bald die sämtlichen Kühe, welche seiner Obhut anvertraut waren, beim Namen. Am liebsten aber war sie ganz allein. Wenn die Sonne noch tief hinter den Bergen stand und nur die höchsten Spitzen mit ihrem Frühgruß rötete, kletterte sie bereits wie ein wilder Junge im Wald herum oder ruderte in den See hinaus. Mitten auf dem weiten dunklen Wasserspiegel hatte sie ein prächtiges Echo entdeckt. Dorthin lenkte sie mit Vorliebe den Kahn und wurde nicht müde, den dreifachen Wiederhall zu wecken. Oft rief sie Erwins Namen und war stolz darauf, daß er von allen Bergen feierlich zurückklang.

Ihre Mutter und Frau Petri kamen aus der Angst um sie gar nicht heraus; aber alle Vermahnungen blieben fruchtlos. Eine unbändige Lebenslust war in ihr erwacht. Wenn das Glöcklein der Walchenseer Kirche übers Wasser herüberschallte, meinte sie in die Kniee sinken zu müssen vor schauernder Andacht, und dann stürmte sie fort, wie um dem Ueberschwang ihrer eigenen Empfindung zu entfliehen. Aber es kamen auch Stunden, in denen sie, von jäher Angst erfaßt, unbeweglich in den See hineinstarrte, als drohe er all ihr Glück zu verschlingen.

Jeden Morgen hoffte sie von neuem, daß Erwin sie heute überraschen werde, und legte abergläubisch auf allerlei Anzeichen Gewicht, welche sein Nahen verkünden sollten. Endlich kam statt seiner Ruhland, und zwar völlig unerwarteter Weise; denn er hatte beim Abschied trotz aller Bitten aufs bestimmteste erklärt, er werde sich hüten, seine Arbeit im Stich zu lassen und wie ein reicher Engländer in der Welt herumzuvagabundieren. Aber an einem regnerischen Nachmittag, welcher die Damen zu

Hedwigs nicht geringem Schmerz in die Stube bannte, trat er herein mit einem halb vergnügten, halb verlegenen Gesicht und wurde mit so herzlicher Freude empfangen, daß er auch den Spott seiner Schwägerin über die schnelle Sinnesänderung gern mit in den Kauf nahm.

Er wollte zuerst nur bis zum andern Morgen bleiben; aber Hedwig bat ihn so inständig, wenigstens ein paar von ihren Lieblingsplätzchen anzusehen, daß er schließlich die Reisetasche wieder auf sein Zimmer trug und in aller Frühe mit Hedwig in den Wald hinaufkletterte.

Der junge Tag schien die Sünden seines Vorgängers ausgleichen zu wollen; denn völlig wolkenlos blaute der Himmel über den Bergen; nur ein leichter silberner Duft lagerte auf dem See und zog in durchsichtigen Streifen zu den Gipfeln empor.

Nachdem die beiden etwa eine halbe Stunde in dem dichten Buchenwald bergan gestiegen waren, hielten sie Rast auf einem Felsvorsprung, der sich gleich einer Kanzel senkrecht über dem See erhebt und einen großen Teil desselben, sobald man aus dem Walde tritt, plötzlich sichtbar werden läßt.

„Hier sitze ich stundenlang," sagte Hedwig, indem sie auf der etwas verwitterten Bank Platz nahm und Ruhland mit einer Handbewegung einlud, ihrem Beispiel zu folgen.

Eine Weile saßen beide schweigend nebeneinander und blickten auf das herrliche Bild zu ihren Füßen. Die Bäume rauschten, von einem sanften Windzug bewegt. Aus der Ferne klang der eintönige Ruf des Kuckucks.

Hedwig zupfte an der verfaulten Rinde der Bank

herum, und indem sie ein abgelöstes Stück zerbröckelte, begann sie zögernd: „Sie wissen es doch sicher, wann er kommt. Warum verheimlichen Sie mir's?"

„Wie sollte ich das wissen, wenn du es nicht weißt!" erwiderte er mit ehrlicher Verwunderung. „Ich habe nichts mehr von ihm gehört." — Er duzte sie seit jener Unterredung; sie hatte ihn darum gebeten.

Nach einer Pause sagte sie, auf den See hinabschauend: „Ich denke mir manchmal — aber Sie dürfen nicht böse darüber sein —"

„Was denn, mein Kind?"

„Ich denke mir manchmal, ob er mich auch so lieb hat, wie ich ihn."

Ruhland sah mit väterlicher Besorgnis zu ihr hin. Er hatte denselben Gedanken auch schon gedacht, aber immer von sich gewiesen. Wenn sie recht hätte! Schon die Möglichkeit erfüllte ihn mit Entrüstung: „Dann wäre er ja ein . . ." Erschrocken hielt er inne und fügte mit gezwungener Heiterkeit hinzu: „Das sind verliebte Grillen, mein Töchterchen."

„Er hat noch etwas außer mir, was er liebt," sagte sie, starr auf den See blickend, . . . „seine Kunst, seinen Ruhm. Ich habe nichts, gar nichts; ich kann ohne ihn nicht leben."

Ein großer Stein hatte sich von dem Felsen losgelöst und polterte ins Thal hinunter. Hedwig schauerte zusammen; ihr Begleiter strengte seine Phantasie an, um dem Gespräch eine harmlose Wendung zu geben.

„Ich glaube gar, du bist eifersüchtig auf dein eigenes Bild," sagte er lachend.

„Ja, ich hasse dieses Bild!“ Sie stieß die Worte leidenschaftlich hervor und schleuderte dabei die Stückchen der Baumrinde, mit denen sie gespielt hatte, in den Abgrund.

„Weißt du, Kind, daß du ein ganz klein wenig thöricht bist?“

„Ich weiß es. Mein Glück ist schuld daran.“ —

Als sie wieder abwärts stiegen, brannte die Sonne schon sengend heiß, obwohl es noch lange nicht Mittag war. Der Dunst auf dem See war verschwunden; nur um die ferneren Berge lagerte die sichtbare Schwüle des ersten Sommertags.

Nach dem Essen, welches die Gesellschaft in der offenen Veranda eingenommen hatte, wurde ein schattiges Plätzchen nicht weit vom Gasthof aufgesucht, wo Frau Petri und Frau Rüdiger Siesta zu halten pflegten. Der Maler beteiligte sich um so lieber an dieser Ruhestunde, als der ungewohnte Marsch am Morgen ihn ein wenig ermüdet hatte. Hedwig dagegen ließ es sich nicht nehmen, gleich nach Tisch auf den See hinauszurudern. Man warnte sie vor der großen Hitze und bat sie, bis gegen Abend zu warten; doch sie antwortete, heute könne sie es nur auf dem Wasser aushalten, und man werde doch ein Nixchen nicht hindern wollen, zu seinem Element zurückzukehren.

Am meisten aber litt unter den heißen Sonnenstrahlen der Wanderer, welcher zur selben Zeit die steile Straße des Kesselbergs hinanstieg. In immer kürzeren Zwischenräumen machte er Halt und fragte alle zwei Minuten den Knaben, der seine Reisetasche und nun auch seinen

Rock zu tragen hatte, wie weit es noch bis zur Höhe sei. „Noch eine kleine halbe Stunde," gab dieser jedesmal zur Antwort.

Erwin war in der unbehaglichsten Laune. Er bereute, daß er seinen Wagen in Kochel fortgeschickt hatte. Nun würde er ganz erhitzt an seinem Ziel ankommen, wo ihm doch Ruhe und Sammlung so nötig war. Und wer konnte wissen, wie lange es dauern mochte, bis er Hedwig allein finden würde! Er sah qualvolle Stunden der Verstellung voraus, gegen die seine gerade, ehrliche Natur, wie er es auslegte, sich sträuben mußte. Vielleicht wäre es doch richtiger gewesen, die Sache schriftlich zu erledigen. Was hinderte ihn daran, dies noch zu thun? Er überlegte schon, ob er nicht wieder umkehren und von Kochel aus schreiben sollte, als der Knabe auf einen wenige Schritte weiter oben stehenden Pfahl mit dem Zeichen des Hemmschuhs hindeutete: „Gleich werden wir's haben."

Die Höhe war erreicht. Jetzt noch umzuwenden, nein — das wäre Feigheit gewesen. Im Vollgefühl seines Mutes schritt Erwin weiter. Nach wenigen Minuten sah er hinter den Bäumen die schimmernde Fläche des Walchensees. Der Himmel war noch immer völlig klar; nur die fernen Gipfel, welche jetzt auftauchten, hatten sich in graue Schleier gehüllt, und tief im Westen stand scheinbar unbeweglich eine dunkle Wolkenwand. „Heute gibt's noch was," bemerkte der Knabe, nachdem er sorgsam umhergespäht.

Im Gasthof angelangt, ließ Erwin sich ganz erschöpft auf der Bank vor dem Eingang nieder, bestellte eine Erfrischung und benutzte die Gelegenheit, die Kellnerin

über alles Wissenswerte auszufragen. So erfuhr er, daß Ruhland und die beiden alten Damen nur ein paar hundert Schritte vom Hause im Walde sich befänden, während das Fräulein in den See hinausgerudert sei.

„Sehen Sie dort den Kahn, gerade links von dem großen Felsen," sagte die Kellnerin auf den See deutend.

Erwins Augen folgten der angedeuteten Richtung. In der That gewahrte er einen hellen Punkt.

„Wie lange fährt man bis dorthin?"

„O, nicht mehr als zehn Minuten."

„Ist jemand da, der mich rudern kann? Ich selbst bin zu sehr aus der Uebung."

„Toni! Toni!" rief die Kellnerin und winkte nach dem Hause des Fischers hinüber. Der kräftige Mann, ein Fünfziger, war sogleich zur Stelle, und zwei Minuten später stieß der Kahn vom Ufer ab, in welchem Erwin mit klopfendem Herzen Hedwig entgegenfuhr.

Hedwig erkannte ihn schon von weitem. Sie rief und winkte unermüdlich. „Das Fräulein hat eine große Freud'," sagte Toni, der bisher kein Wort gesprochen hatte. „Da bekommt der gnädige Herr sehr ein gutes Weiberl."

„Sie wissen!" fragte Erwin, innerlich unwillig über diese unerbetene Einmischung.

„So was spannt der Toni gleich." Dann verstummte er wieder und ruderte eifrig weiter, indem er nur von Zeit zu Zeit befriedigt mit dem Kopfe nickte.

Das Boot näherte sich rasch dem andern. Hedwig hatte die Ruder eingezogen und stand aufrecht in dem kleinen, zierlichen Fahrzeug, unablässig mit ihrem Tüch-

lein winkend. Erwin erwiderte den Gruß und sagte sich dabei: „Es wird eine recht unangenehme Scene geben.“

Nun waren die Boote dicht aneinander. „Du böser Mensch,“ rief Hedwig mit hellen Thränen in den Augen, „bist du endlich, endlich da?“ Sie beugte sich zu ihm so lebhaft hinüber, daß ihr Kahn ins Schwanken geriet.

„Gib acht, daß du nicht umwirfst,“ warnte Erwin. Sie schnellte zurück und sah ihn zweifelnd an. Ja, sie hatte sich nicht verhört. Sein erstes Wort war eine kühle Vermahnung gewesen.

Vom Fischertoni unterstützt, stieg er in ihren Kahn hinüber. Der Alte warf einen langen, zustimmenden Blick auf die beiden, wandte sein Boot und fuhr bedächtig wieder nach dem Ufer zu.

„Nun bist du mein Gefangener,“ jubelte Hedwig, „und mußt mäuschenstill halten, wenn ich dich küsse.“ Sie umschlang ihn leidenschaftlich, und halb aus ratloser Schwäche, halb aus Angst, daß das Boot umschlagen könne, that er nichts, sie zurückzuhalten.

„Und nun erzähle mir,“ fing sie wieder an. „Alles, alles will ich wissen — seit unsrer Trennung. Und damit du mir nichts verschweigen kannst, rudere ich immer weiter hinaus in den See. Ich kehre nicht um, bis ich deine ganze Beichte vernommen habe.“ Damit griff sie die Ruder auf und arbeitete mit drolligem Ungestüm an der Ausführung ihres Vorhabens.

„Laß mich nur zu Worte kommen,“ sagte Erwin, während der Kahn pfeilgeschwind in der Richtung nach der Mitte des Sees hinflog. „Ich will gleich mit dem anfangen, was dich am meisten freuen wird. Als ein un-

bekannter Mensch bin ich von dir geschieden; jetzt bin ich das nicht mehr. Ich habe mir einen geachteten Künstlernamen erworben."

„Glaubst du," erwiderte sie, und ein leichter Vorwurf lag in dem Ton ihrer Stimme, „glaubst du, daß ich dich deshalb lieber habe?"

„O nein . . . gewiß nicht." Er sagte dies mit heimlichem Triumph, weil er nun den richtigen Weg gefunden zu haben glaubte, ihr den Abstand zwischen ihr und ihm auf eine zarte Weise deutlich zu machen. „Aber es wird dir doch nicht gleichgiltig sein," fuhr er fort, „was für eine Stellung ich einmal einzunehmen berufen sein werde."

Sie lachte. „Bist du aber feierlich geworden! Du sprichst ja wie auf dem Theater. Mir ist alles gleichgiltig, nur du nicht; du ganz allein nicht. Ich liebe ja nicht das, was du malst, sondern das, was du bist. Jetzt erzähle mir nur weiter. — Willst du vielleicht ein wenig rudern?" fügte sie hinzu.

„Ich verstehe mich nicht recht darauf."

„Ich dachte, daß es dir Spaß macht; müde bin ich noch lange nicht."

Er suchte eine möglichst ernste Miene anzunehmen. Eine kurze Zeit saß er ihr schweigend gegenüber, während sie ihre Augen erwartungsvoll auf ihn richtete.

„Du weißt," begann er jetzt, „welchen großen Erfolg das Porträt errungen hat . . ."

„O, davon rede mir nicht, sonst halte ich mir die Ohren zu!"

„Und warum? Gibt es etwas, was uns beide näher anginge?"

„Gerade, weil es mich nahe angeht, will ich nichts davon wissen."

„So! Nun verstehe ich auch, warum du mir trotz meiner Bitte kein Wort darüber geschrieben hast."

Sie sah ihn angstvoll an. „Erwin, ich habe dies Bild unaussprechlich geliebt, so lange es unser Geheimnis war. Aber als ich davon in der Zeitung las, als ich von fremden Leuten sein Lob hörte, da kam es mir vor wie entheiligt. Daß ich dir gefallen habe, das hat mich so glücklich gemacht . . . so glücklich. Und nun weiß die ganze Welt davon."

„Nun, deshalb bin ich eben ein Künstler, und es ist des Künstlers Bestimmung, die ganze Welt an seinen Empfindungen teilnehmen zu lassen."

„Ich sehe das recht gut ein, Erwin, und will mich auch nie darüber beklagen. Aber die Empfindungen, die wir für uns ganz allein zurückbehalten, die niemand von den gleichgiltigen Menschen erfährt, das sind doch die schönsten, nicht wahr?"

Sie hatte die Ruder wieder eingezogen. Es war so windstill, daß der Kahn fast ruhig stehen blieb. Jetzt ergriff sie seine Hand und wiederholte leiser: „Nicht wahr, Erwin?"

Bis zu diesem Augenblick war ihm sehr schlimm zu Mute gewesen; nun fühlte er sich völlig als Herr der Situation. „Höre mich ruhig an," sprach er mit überlegener Ruhe. „In der Zeit unsrer Trennung ist mir vieles klar geworden, woran ich vorher kaum gedacht habe. Vor allem weiß ich jetzt, daß ich eine große Aufgabe, eine Mission in der Welt zu erfüllen habe, und

ich wäre leichtsinnig, ja gewissenlos, wenn ich nicht fortwährend mein Ziel vor Augen behalten wollte. Ich fühle jetzt meine Kraft, und ich werde alles thun, sie zur Freude der Welt anzuwenden. Und noch eins habe ich erfahren: daß selbst mein Name mir Verpflichtungen auferlegt von ungewöhnlicher Art. Du wirst das begreifen, wenn ich dir sage: Albrecht Dürer, der große deutsche Meister, war mein Ahnherr. Ich bin sein Enkel, und ich werde mich bestreben müssen, seiner würdig zu bleiben."

Hedwig blickte entgeistert auf den Boden des Kahns. Ihre ineinander gefalteten Hände zitterten. Sie hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Langsam und tonlos sagte sie: „An das alles hast du in dieser Zeit denken können. Ich habe nur an eines gedacht."

„Nun, woran denn?"

„An unser Glück." Sie schlug die Hände vor die Augen, als wolle sie eine furchtbare Helle verscheuchen, die lodernd vor ihrer Seele emporstieg.

Er sah sie an und war zweifelhaft, ob er Mitleid oder Entrüstung zeigen solle. „Hedwig, entweder du willst mich nicht verstehen oder . . ."

„Ich verstehe dich! Ja, ich verstehe dich!" Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Mit ungeheurer Anstrengung suchte sie ihren wilden Schmerz zu bekämpfen. „Du hättest mir gleich sagen sollen, daß ich dir nur gut genug war, um von dir gemalt zu werden, aber nicht um dein Leben zu teilen; daß du nicht freudig hierher kamst, sondern mit widerstrebendem Herzen! Du hättest es gleich sagen sollen; denn ich habe es ja doch gemerkt im ersten Augenblick."

„Ich begreife nicht, warum du jetzt die Beleidigte spielen willst, während ich doch nur . . .“ Sie überhörte diese Worte, mit äußerster Ueberwindung nach Fassung ringend.

„Und ich . . . wie habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt! Ich hatte ja keine eigenen Gedanken mehr; alle, alle waren sie bei dir! Mein Herz hat geglüht für dich; nun lässest du es erfrieren. Du sagst, ich verstehe dich nicht! Du Armer! Du . . . du selbst hast mich niemals verstanden.“

„Also diese Wirkung hat es,“ brachte er mit heiserer Stimme hervor, „wenn ich von meiner Zukunft mit dir rede. Da muß ich doch sagen . . .“

„Sag es nur, sag es, daß du mich nicht liebst!“ — Dies klang wie ein Schrei. Sie weinte nicht mehr; aber ihre Augen blitzten in unheimlichem Feuer, ihre Hände waren geballt. Er fing an, sich vor ihr zu fürchten.

Er versuchte, sie durch einen Scherz zu beruhigen. „Aber du Närrchen!“ Im nächsten Moment empfand er selbst, wie abscheulich das klang.

Plötzlich riß sie die Ruder herum und begann mit verzweifelter Kraft nach dem Ufer zu steuern.

Er fand keine Worte, um ihr auszureden, was Wirklichkeit war; aber er sah ein, daß er etwas thun müsse, sie zu besänftigen. „Mitten auf dem See!“ dachte er. „Welch eine Situation; sie ist zu allem fähig.“ Er beugte sich zu ihr und wollte ihre Hand, die behend mit dem Ruder hin und her fuhr, ergreifen. Sie zuckte zusammen; eine gigantische Willenskraft schien ihr jede Muskel zu stählen.

„Rühren Sie mich nicht an, oder ich springe heraus!"

„Nur von ihm fort!" das war ihr einziger Gedanke, der sie zu fieberhafter Anstrengung spornte.

Ein ferner Donner ließ sich in langgezogenem Rollen vernehmen und verhallte in den Bergen. Die beiden hatten nicht beobachtet, daß schnelle Wolken von Westen heraufgerückt und Schicht für Schicht, schwer und dunkel, sich übereinander getürmt hatten. Nun schauten beide gleichzeitig empor. Das Gewitter mußte jeden Augenblick ausbrechen. Zugleich fuhr, wie um ihre Vermutung zu bestätigen, ein heftiger Windstoß über den See, und große Wellen prallten gegen die Bootswand.

Ueber Erwin kam eine namenlose Beunruhigung. „Was nun?" dachte er. „Vor allem sie versöhnen!" Aber ein Blick auf ihr starres Antlitz raubte ihm jeden Mut, sie anzusprechen.

Hedwig hatte mit der Raschheit des Denkens, welche nur dem furchtbaren Schmerz eigen ist, die Lage überblickt. Urfeld war vor einer halben Stunde nicht zu erreichen; das Dorf Walchensee lag weit näher; in zehn Minuten konnte sie dort sein. Also nach Walchensee!

Es war eine schreckliche Fahrt. Erwin hatte noch einmal einen Beschwichtigungsversuch gemacht, ihr sogar seine Hilfe im Rudern angeboten. Er war ohne Antwort geblieben. Mit Aufbietung aller Kraft, als gelte es ein Wettfahren, strebte sie ihrem Ziel entgegen. Der Wind wurde heftiger, die Wellen größer. Mit bohrendem Geräusch schlugen sie an das schwache Boot, welches mehr und mehr zu schwanken begann. Blitze zuckten auf, in immer kürzeren Zwischenräumen von hallendem Donner

gefolgt. Nun fing es auch an zu regnen, erst in einzelnen schweren Tropfen, dann immer stärker. Hedwigs Haare flatterten aufgelöst im Winde. Erwin saß zusammengekauert im Boot, völlig zerknirscht und willenlos. Der Regen fiel jetzt stromweis herab; es wurde dunkel, und das nicht mehr ferne Ufer war kaum zu erkennen. Keine Sekunde lang verlor das entschlossene Mädchen trotz alledem die Geistesgegenwart; sie ruderte durch Sturm, Gewitter und Regen dem Ufer zu, und wenn irgend ein andrer im Boote gesessen hätte als Erwin, er wäre ihr jetzt bewundernd zu Füßen gesunken.

* * *

Endlich stieß der Kahn, der sich schon stark mit Wasser gefüllt hatte, ans Land. Einige Leute waren, als sie das Fahrzeug bemerkt, vom nahen Wirtshaus herbeigeeilt und halfen es befestigen. Mitleidig boten sie den ganz durchnäßten Insassen an, ihnen trockene Kleider zu verschaffen. Hedwig lehnte mit kurzem Dankwort ab, und obwohl sie leichenblaß war und beim Verlassen des Kahns beinahe umgesunken wäre, schlug sie, ohne Erwin nur eines Blickes zu würdigen, mit raschen Schritten die Fahrstraße nach Urfeld ein.

Erwin hatte, sobald er wieder festen Boden unter den Füßen gespürt, neuen Mut geschöpft. „So darf ich sie nicht von mir gehen lassen," dachte er. Schnell entschlossen holte er die Fliehende ein.

„Ich beschwöre Sie," rief er — denn er wagte nicht mehr, sie mit du anzureden —, „ich beschwöre Sie, nicht um meinetwillen, sondern um Ihretwillen: eilen Sie nicht

so fort, wenn Sie auch jetzt auf mich erzürnt sind. Nehmen Sie sich wenigstens Zeit, die Kleider zu wechseln. Ich bestelle dann einen Wagen. Was sollen die Leute, was sollen die Ihrigen denken, wenn Sie in diesem Zustande in Urfeld ankommen! Es ist eine Stunde bis dahin, und dazu dies Wetter!"

Er deutete nach dem Himmel, welcher jetzt eintönig grau war, und von dem der Regen noch immer mit ungeschwächter Heftigkeit niederströmte. Das Gewitter dagegen schien sich verzogen zu haben; nur noch selten grollte der Donner, ferner und ferner.

Hedwig war zusammengeschreckt, als er sie angeredet. In der dumpfen, ratlosen Stimmung, welche sich ihrer bemächtigt hatte, wäre sie vielleicht nachgiebig gewesen, hätte er nur ein einziges warmes Wort gefunden. Aber ein Frösteln überlief sie, während er sprach. Sie beschleunigte ihre Schritte.

„Lassen Sie mich!" Sie sagte das leise, aber mit einer so wilden Energie, daß er unwillkürlich zurücktaumelte.

„Sie sind von Sinnen," erwiderte er. „Ich habe mein möglichstes gethan und lehne jede Verantwortung ab."

Ein verächtlicher Seitenblick streifte ihn. — „Und diesen Menschen habe ich geliebt!" — Sie lief mehr als sie ging. Nach einer Minute war sie seinen Augen entschwunden.

Achselzuckend kehrte er um und richtete seine Schritte nach dem Gasthof zur „Post". Er fühlte sich ganz zerschlagen; nur mit Mühe konnte er die Füße heben. „Ich

werde sicher krank," dachte er. „Welch ein Tag! Welch ein Tag! Aber es ist gut, daß es vorüber ist. Ich werde ihr noch einmal schreiben; bis dahin wird sie ruhiger sein und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen." Gleich darauf sann er schon über einen passenden Anfang dieses Briefes nach.

In der „Post" angelangt, traf er mit Vorbedacht seine Anordnungen. Da er im Gasthaus von Urfeld nicht mehr gesehen werden wollte, ließ er durch den Wirt einen Boten dorthin senden, um die Reisetasche zu holen, welche glücklicherweise alles Nötige zum Wechseln der durchnäßten Kleider enthielt. Es war vier Uhr; in zwei Stunden spätestens mußte der Bote zurück sein. Demgemäß bestellte er auf sechs Uhr einen Einspänner, der ihn gleich bis Kochel bringen sollte. Dann ließ er sich ein Zimmer geben, legte sich ins Bett, um inzwischen die Kleider so weit trocknen zu lassen, daß sie eingepackt werden konnten, und trank mehrere Tassen Thee. Die Wärme und Ruhe that ihm wohl nach all diesen Stürmen. Es wurde ihm immer behaglicher zu Mut, besonders da er jetzt seine Gedanken geflissentlich auf die Zukunft richtete. Ein großer Irrtum war siegreich bekämpft; daß es nicht ganz glatt abgehen würde, hatte er ja vorausgesehen. Und er mußte sich von aller Schuld ledig sprechen. War es sein Fehler, daß eine Liebelei sein Herz nicht auszufüllen vermochte? Und war es nicht seine Pflicht gewesen, dies einzugestehen, ehe es zu spät wurde? Er hatte das Unvermeidliche so zart wie möglich abgethan. Nun war es überwunden. Vor ihm aber lag die Freiheit und der Ruhm. Wie wollte er jetzt arbeiten! Wie

wollte er durch Thaten zeigen, daß er zu groß gewesen, um in spießbürgerlicher Liebe aufzugehen, daß er ein alltägliches Glück verschmäht habe, um seiner Kunst freier zu dienen! Er streckte sich bequemlich aus unter der warmen Decke, in dem Gefühl, daß es nichts Gewöhnliches sei, was er vollbracht hatte.

Kurz vor sechs Uhr kam der Bote aus Urfeld zurück. Erwin kleidete sich an und stieg die Treppe hinunter. Der Wagen stand schon bereit. Ein paar Augenblicke später rasselte das zweifelhafte Fuhrwerk mit ihm davon.

Mittlerweile hatte der Regen aufgehört, und zwischen den zerrissenen Wolken blickte hier und dort schon wieder ein blaues Fleckchen hervor. Eine köstliche, feuchtkühle Luft wehte vom See her, auf dessen völlig geglättete Fläche sich bereits ein paar Kähne hinausgewagt hatten.

Nicht ohne einiges Herzklopfen sah Erwin den Urfelder Gasthof auftauchen. Aber er fuhr daran vorüber, ohne ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Er atmete erleichtert auf, als er den See im Rücken hatte. Nun war nichts mehr zu fürchten.

Immer mehr klärte sich der Himmel auf; zuletzt brach noch die abendliche Sonne durch und sandte schräge Strahlen nach den hohen Tannenwipfeln zu beiden Seiten des Hohlwegs. Das Pferdchen, welches bis hierher in munterem Trab gelaufen war, zog nun den Wagen langsam die für einige Minuten schroff ansteigende Straße hinauf. Bei einer besonders steilen Stelle der Straße bat der Kutscher seinen Fahrgast, den Wagen zu verlassen, bis die Höhe erreicht sei. Erwin kletterte herab und ging gemächlich hinter dem Wagen her, von Zeit zu Zeit das

nasse Laub überhängender Aeste mit der Hand abstreifend.

Das Knarren des Fuhrwerks und die ermunternden, stets mit einem Peitschenknall verbundenen Zurufe, mit denen der Kutscher sein Pferd antrieb, ließen Erwin die eiligen Schritte eines Mannes überhören, der auf der Straße hinter ihm drein kam. Erst als dieser ihn eingeholt hatte, drehte er sich gleichmütig um und sah in das erhitzte, hochgerötete Antlitz Ruhlands.

Ein heftiger Schrecken erfaßte ihn; aber er wußte sich gleich wieder zu beherrschen, und indem er seinem Lehrer mit möglichster Unbefangenheit die Hand entgegenstreckte, sagte er: „Welch ein glücklicher Zufall, daß ich Sie hier noch treffe."

„Meinst du?" keuchte Ruhland, ohne die dargebotene Hand zu ergreifen. Der rasche Gang und der Zorn, welcher ihn durchschüttelte, hatten ihn ganz außer Atem gebracht und bis jetzt vergeblich nach Worten ringen lassen. „Meinst du? Ja, was der Zufall nicht alles zu stande bringt! Doch genug der Komödie. Wenn ich dir nachlaufe, so wird es seine besonderen Gründe haben. Ich bin von allem unterrichtet und wollte dir möglichst schnell versichern, daß wir beide geschiedene Leute sind."

Erwin stand wie vom Blitz getroffen; er wußte noch nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfe. „Wie?" brachte er endlich hervor.

Ruhland zitterte und griff sich wiederholt nach dem Herzen. Der sonst so maßvolle Mann war völlig im Bann einer ungeheuren Erregung. „Du willst mich wohl nach der Ursache fragen? Und sie ist doch mit Händen

zu greifen! Aber was kannst du denn sehen, du Blinder, du Blinder! Dort unten am See habe ich ein verzweifeltes Menschenkind zurückgelassen, und jede ihrer Thränen hat mich angeklagt, daß ich mich so gröblich konnte täuschen lassen in meinen alten Tagen. Weißt du, was du heute gethan hast? Dein Glück hast du von dir gestoßen, du Thor! Das Herz, dessen Nähe schon genügte, dir einen Abglanz von Größe zu borgen, hast du verschmäht, du Undankbarer. Und deine eigene Kleinheit hast du offenbart, du Unvorsichtiger! Dein Künstlertum hast du entweiht; ich aber wende mich von dir und will nichts mehr gemein mit dir haben!"

Er wandte sich zum Gehen; aber Erwin faßte ihn beim Arm mit einer dringlich flehenden Gebärde. „Hören Sie mich erst, ehe Sie mich verdammen. Was ich heute gethan habe, war kein leichtsinniger Streich; es war ein Opfer, das ich mir mühsam abgerungen. Ich könnte Ihnen viel über meine inneren Kämpfe berichten; aber hier ist nicht der Ort dazu. Nur eins dürfen Sie mir glauben: Meiner Kunst habe ich meine Liebe geopfert, wie ich ihr alles zu opfern bereit bin. Sie zuerst sollten das begreifen und billigen; denn ich liebe die Kunst, die Sie mich gelehrt, über alle Maßen."

„Das ist nicht wahr. Nur dich selber liebst du, dich ganz allein. Und deshalb wird deine Kunst dich verstoßen, so wie ich dich jetzt verstoße. Lebe wohl!"

Erwin wollte ihn noch zurückhalten, ihm ein besänftigendes Wort nachrufen. Aber er hörte nicht mehr. Mit großen, stolzen Schritten ging er bergabwärts.

* * *

In den ersten Tagen nach diesen stürmischen Auftritten kam es Erwin noch nicht zum Bewußtsein, wie viel er verloren hatte. Die herbe Zurückweisung seitens des Mannes, den er jahrelang wie ein Orakel verehrt, war ihm allerdings sehr nahe gegangen; aber er fühlte sich im Recht und glaubte, daß er in kurzer Zeit seinem Lehrer werde beweisen können, wie falsch er ihn beurteilt. Es schien ihm natürlich, daß Ruhland sich vom ersten Aerger hatte hinreißen lassen, zumal seine Zwischenträgerrolle ihn seiner Schwägerin gegenüber jetzt nachträglich in Verlegenheit bringen konnte. Erwin machte sich deshalb Vorwürfe, daß er nicht vorher die Sache mit seinem Lehrer ruhig durchgesprochen. Dies hielt er für die einzige Unüberlegtheit seines Vorgehens. Im übrigen war er entschlossen, die Rolle des unschuldig Gekränkten zu spielen und durch die That Ruhland davon zu überzeugen, wie unrichtig seine Prophezeiung gewesen sei. Ja, durch die That! Je schneller er den Ruhm, dem er so große Opfer gebracht, befestigte, um so besser konnte er die Notwendigkeit dieser Opfer vertreten.

Gleich nach seiner Rückkehr in die Stadt hatte er deshalb ein eigenes Atelier gemietet und den Umzug in aller Eile bewerkstelligt. Und sobald er nur notdürftig eingerichtet war, fing er an, mit fieberhafter Ausdauer zu arbeiten. Aber gerade die Arbeit, die er als das sicherste Mittel seiner Rechtfertigung betrachtete, war bestimmt, sein Ankläger zu werden.

Er begann das Porträt des Majors mit all dem ruhigen besonnenen Fleiß, den er immer besessen hatte. Schon die erste Skizze erschreckte ihn durch ihre schul-

mäßige Nüchternheit. Er stellte sie zurück und fertigte eine zweite, eine dritte, die beide noch schwächer ausfielen. Nun sah er sich gezwungen, den ersten Entwurf wieder vorzunehmen. „Was hier verfehlt ist," so tröstete er sich, „das wird die Ausführung wieder gut machen." Unverzüglich ging er an die Ausführung.

Als diese nach wenigen Wochen vollendet war, mußte er mit nagendem Kummer einsehen, daß es ein völlig verpfuschtes Werk sei. Auch der Besteller verhehlte seine Enttäuschung nicht.

Rasch gefaßt, verbrannte er die Leinwand und bat den Herrn, ihm noch einmal zu sitzen. Dieser willigte mit merklichem Widerstreben ein. Aber schon ein paar Tage darauf, kurz nachdem der Major das Atelier verlassen hatte, warf Erwin Pinsel und Palette zu Boden, schlug die Hände vors Gesicht und schrie laut auf: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" —

Aus einer dumpfen Betäubung erwachend, in der er stundenlang willenlos verharrt hatte, schrieb er dem Major einen Absagebrief voll allerlei nichtssagender Entschuldigungen. Er schützte seinen Gesundheitszustand vor, gab an, daß andre Arbeiten seine ganze Kraft erforderten, und schloß damit, daß es gegen sein Gewissen gehe, jemanden an seine Kunst zu fesseln, den diese schon einmal unbefriedigt gelassen habe.

Nun atmete er wieder auf. „Dies war eine Arbeit," dachte er, „bei der mein Herz nicht Anteil nahm. Ich muß einen Stoff finden, der mich hinreißt, der mich ganz und gar gefangen nimmt . . . ein neues künstlerisches Ideal!"

Mit steigender Hast, wie von bösen Geistern gehetzt, begann er nach einem solchen Stoff zu suchen.

Er fand ihn nicht.

Vergebens zermarterte er seine Phantasie; vergebens fing er jeden Morgen eine neue Skizze an; vergebens sann er großen, umfassenden Entwürfen nach. Sie zerflatterten, noch ehe sie feste Form angenommen hatten.

Dabei diese furchtbare Vereinsamung! Seit Beginn des Juli war die Mehrzahl seiner Kameraden verreist, und auch nur einem von ihnen seine Lage, seine Gemütsverfassung anzuvertrauen, wäre er um alles in der Welt nicht im stande gewesen. So hätte er ja mit eigener Hand das erst vor kurzem errungene Ansehen zerstört. Der einzige wahre Freund, den er jemals besessen, hatte sich grollend von ihm abgewandt.

Wenn Ruhland recht hätte! Dieser Gedanke packte ihn plötzlich mit der Wucht eines Wirbelsturms. Aber noch wehrte er sich dagegen mit aller Kraft seines Selbstbewußtseins. Warum sollten ihm nicht noch glänzende Triumphe vorbehalten sein? Daß er fürs erste nicht die rechte Stimmung fand, was lag daran? Jeder Künstler ist Stimmungen unterworfen, sagte er sich.

Zugleich aber beherrschte ihn der unwiderstehliche Trieb, möglichst bald wieder Lob zu verdienen oder doch von sich reden zu machen. Er kam sich so ausgestoßen, so vergessen vor. Zum erstenmal erfüllte es ihn mit brennendem Neid, wenn er von fremden Erfolgen las. „Ich bedarf neuer Anregungen, neuer Ermutigungen," rief es in ihm; „ich muß meiner Kraft gewiß werden, um jeden Preis!"

Noch einmal raffte er sich auf zu angestrengter Arbeit. Er dachte nicht mehr nach, er grübelte nicht mehr über großartige Probleme; er malte, malte, malte, das erste beste, was ihm in den Sinn kam. Als er so innerhalb weniger Tage ein früher begonnenes Bild, den jungen Bauernburschen darstellend, zu Ende geführt hatte, übergab er es sofort dem Kunstverein, ohne lange zu erwägen, wie schnell er die Anforderungen an sich selbst herabgestimmt hatte.

Eine halbe Woche später trat früh am Vormittag Ballerstedt bei ihm ein. Mit dem heitersten Gesicht sagte er, indem er sich nachlässig in einen Sessel warf: „Du lebst also noch? Das wollte ich nur wissen. Man hört und sieht ja nichts mehr von dir. Aber ich mußte mich wenigstens überzeugen, ob du nicht einem Mißverständnis zum Opfer gefallen bist."

„Wieso?"

„Hier lies?" Dabei reichte er ihm ein noch druckfeuchtes Zeitungsblatt und deutete auf eine blau angestrichene Stelle.

„Erwin Dürer," so stand da zu lesen, „hat in seiner neuen Arbeit die Erwartungen ganz und gar nicht erfüllt, die wir kürzlich an seinen Namen knüpften. Es verlohnt sich nicht, noch ein Wort über dies völlig mißlungene Bild zu verlieren."

Das Blatt entsank Erwins Hand. Er griff in die leere Luft, als ob er sich gegen einen unsichtbaren Feind verteidigte.

„Nun?" fragte Ballerstedt. „Dieser unglückselige Bauernbursch ist doch wohl nicht von dir?"

„Ja, allerdings ... ich dachte ..."

„Nichts für ungut; dann verstehe ein andrer, wie du dich verleiten lassen kannst, nach einem solchen Erfolg eine nichtsnutzige Jugendarbeit auszustellen."

„Ja, ja ... eine Jugendarbeit," wiederholte Erwin lallend.

„Uebrigens," fuhr Ballerstedt behaglich fort, ohne zu bemerken, wie bleich Erwin geworden war, „ich habe dir noch eine feierliche Enthüllung zu machen. Aber erst will ich mir eine Cigarette anstecken ... So! — Also höre und staune! Wie du mich da siehst, bin ich ein glücklicher Bräutigam."

Im Nu war Erwin aufgesprungen, hatte den Schlachtenmaler hart an der Brust gepackt und rief: „Sage, daß das gelogen ist, oder ..."

„Bist du verrückt?" versetzte Ballerstedt, indem er ihn zurückschleuderte. Darauf hob er ruhig die Cigarette wieder auf, die ihm entfallen war. „Willst du mir gefälligst eine Erklärung für dies Benehmen geben!"

Mühsam atmend war Erwin auf einen Stuhl gesunken. „Verzeih! Ich bin nicht wohl, gar nicht wohl. So schnell also ... das hat mich so überrascht. Noch vor ein paar Wochen sprachest du ..." Er konnte nicht weiter reden; er fühlte, wie ein tödlicher Schmerz in ihm aufstieg.

„Ja, weiß der Teufel," lachte Ballerstedt. „Ich selbst war überrascht genug von meiner Bekehrung. Indessen — das Mädchen liebt mich nun einmal; sie ist schön und reich, und da bin ich hängen geblieben. Zwar, was soll das verdammte Junggesellenleben auf die Dauer

nützen? Aber was hast du denn? Du scheinst wirklich krank zu sein."

Erwin nickte nur mit dem Kopf, ohne eines Wortes mächtig zu werden. Endlich stammelte er: „Es geht vorüber. Laß mich jetzt allein."

Er konnte noch sehen, wie sich die Thür hinter dem Schlachtenmaler schloß. Dann brach er mit einem krampfhaften Schluchzen zusammen.

Am Abend dieses Tages war er bewußtlos. Ein heftiges Fieber hatte sich seiner erbarmt.

Die Krankheit ließ bald nach. Der Arzt, den seine wackeren Wirtsleute gleich herbeigeholt hatten, fand den Zustand schon am zweiten Tag völlig unbedenklich.

Beständig glaubte der Kranke an einem großen Werke zu arbeiten. Bald war es eine romantische Gewitterlandschaft mit wogendem See, welche er unter seinen Händen entstehen zu lassen vermeinte, bald ein figurenreiches Genrebild, bald eine tiefsinnige Allegorie. Aber eine Gestalt befand sich im Vordergrund all dieser erträumten Gemälde: ein Mädchen mit blonden Haaren und dunklen Augen. Zuletzt löste sich alles in Dunst auf, nur diese Gestalt blieb zurück, im hellen Sommerkleid, die Blume im Haar, mit dem stillen, fragenden, sehnsüchtigen Blick. Und dieser Blick war immer, immer auf ihn gerichtet. Er wollte den wehmutsvollen Augen eine andre Richtung geben; aber so viel er malte, sie schauten nur nach ihm. Er wollte fliehen; sie folgten ihm, wohin er sich auch wandte, ihnen auszuweichen. Da kehrte er wieder, sank vor seinem eigenen Bild in die Kniee und schluchzte: Verzeih! Verzeih! Doch siehe, es

war kein Bild; die Gestalt lebte und atmete, Flügel sproßten an ihren Schultern, und sich loslösend vom dunklen Hintergrund schwebte sie langsam in die Höhe. Er blieb allein zurück, ganz allein . . .

Erwin genas noch schneller als der Arzt gehofft hatte. Nur eine große Schwäche war noch vorhanden. „Sie können sich als ganz geheilt betrachten," versicherte ihm der Arzt; „doch Sie dürfen in der ersten Zeit unter keinen Umständen arbeiten."

„Dafür ist gesorgt, Herr Doktor," gab er mit trübem Lächeln zur Antwort. Gleichzeitig empfand er es als wohlthuend, daß die erwünschte Unthätigkeit ihm jetzt zur Pflicht geworden war.

Wie häufig bei Genesenden, war auch bei ihm der Drang vorhanden, sein bisheriges Leben wie etwas Abgeschlossenes zu überschauen. Mit stumpfer Resignation sah er nun ein, daß er für sein innerstes Eigentum gehalten hatte, was nur eine kurze Flucht aus sich selbst, ein Aufgehen in eine fremde, stärkere Seele gewesen war. „Ein Abglanz von Größe!" so hatte Ruhland gesagt. Ja, und tausendmal ja!

Dieses Zugeständnis, das ihn vor seiner Krankheit in Verzweiflung getrieben hätte, konnte ihn kaum mehr erschüttern. Es beruhigte ihn sogar, daß er nun wieder einen Ausweg sah. Er hatte einen Irrtum begangen; was hinderte ihn daran, denselben wieder gut zu machen?

Wenn er zu Hedwig zurückkehrte, wenn er alles aus einem unseligen Mißverständnis herleitete, dann war jener falsche Schritt so gut wie ungeschehen. Denn daß sie ihm verzeihen würde, schien ihm zweifellos. „Und,"

meinte er befriedigt, „ich werde noch ein gutes Werk thun und sie glücklich machen. Ihre Nähe aber wird mir die Kraft von neuem verleihen, die sie mir schon einmal gab.“ Er schlug sich vor den Kopf: „Warum ist mir dieser rettende Einfall nicht schon früher gekommen!“

So begann er auf Trümmern zu bauen. Aber ein furchtbarer Windstoß warf das Gebäude zusammen.

Als er von dem ersten Ausgang, den er nach der Krankheit unternehmen durfte, heimkehrte, fand er einen Brief auf seinem Tisch. Das Schreiben kam aus der kleinen bayrischen Stadt, in welcher Frau Rüdiger wohnte; es war von Frau Petri unterschrieben. Mit zunehmender Bestürzung las Erwin die folgenden Zeilen:

„Geehrter Herr!

„Nur die dringlichste Notwendigkeit kann mich veranlassen, diesen Brief an Sie zu richten; auch schicke ich voraus, daß weder mein Schwager noch meine bedauernswerte Freundin etwas von diesem Schritte ahnen. Was geschehen ist vor unsern Augen, haben wir erst aus dem Munde eines schwerkranken Mädchens erfahren. Das heldenmütige Kind hat bis gestern ihrer eigenen Mutter ihr Herzeleid verschwiegen. Von Todesahnungen gequält, hat sie endlich gesprochen, und nun wissen wir alles. Wir wissen, daß sie eine tiefe Leidenschaft für Sie im Herzen getragen, daß ihre Hoffnungen grausam getäuscht worden sind. Ferne sei es von mir, Sie, mein Herr, wegen Ihrer Handlungsweise anzuklagen; dies wäre auch wahrlich nicht der geeignete Augenblick dazu. An jenem Tage, an welchem Hedwig uns aus Sturm und Gewitter heimkehrte, schrieben wir ihre Verstörtheit, ihr völlig verändertes

Wesen nur der Angst zu, die sie auf dem tobenden See erlitten, und auch die schwere Krankheit, welche sich nach wenigen Tagen einstellte, erklärten wir uns allein aus den Folgen des Unwetters. Ja, wir waren blind genug, dem Arzt, welcher neben der gefährlichen Erkältung ein tiefes Seelenleiden erkennen wollte, keinen Glauben zu schenken. Was dann das arme Kind im Fieber gesprochen, hat uns freilich bald eines Besseren belehrt. Fast einen Monat lang schwankte sie zwischen Tod und Leben. Endlich trat eine Milderung ein, die uns wenigstens ermöglichte, mit der Kranken in ihre Heimat zu reisen, wo ihr bessere Pflege zu teil werden konnte. Aber was hilft alle Pflege und Kunst bei einem Menschenkind, dessen Herz zum Tode wund ist! Denn daß ich es Ihnen nur sage, sie liebt Sie immer noch. Und so bin ich überzeugt, es gibt nur ein Heilmittel für die Kranke. Welches, das zu erraten überlasse ich dem Rest von Neigung, der auch in Ihnen noch leben muß, oder doch Ihrem menschlichen Mitgefühl. Daß es mir schwer genug geworden, Ihnen das zu schreiben, werden Sie mir glauben. Aber wozu sollte ich nicht fähig sein, wenn es sich um eine fast verzweifelte Freundin handelt und um das Leben eines Kindes, welches ich selbst wie eine Mutter liebe!"

Erwin nahm sich nicht lange Zeit nachzudenken. Er wußte, daß für ihn die letzte große Entscheidung herangenaht sei. Der eigenen Schwäche nicht achtend, reiste er mit dem nächsten Zuge ab. Wenige Stunden später war er an Ort und Stelle. Es ging gegen Abend, als er, nur mit Mühe sich aufrecht haltend, leise die Klingel zog.

Frau Petri öffnete ihm. „Ich dachte, daß Sie kommen würden; es war die höchste Zeit," flüsterte sie. „Treten Sie hier ein; ich will die Kranke vorbereiten." Damit führte sie ihn in ein kleines, bescheiden eingerichtetes Wohnzimmer. „Frau Rüdiger schläft ein wenig," fügte sie dann entschuldigend hinzu; „die vielen Nachtwachen haben sie sehr erschöpft." Darauf entfernte sie sich, auf den Zehen schleichend. Erwin verlebte einige fürchterliche Minuten.

„Kommen Sie," hörte er Frau Petri sagen, die mit Thränen in den Augen wieder eingetreten war. Er erhob sich und folgte ihr. Es kam ihm vor, als sei er ein ganz alter Mann.

Sowie er in das Krankenzimmer trat, richtete sich Hedwig hoch auf von ihrem Lager. Ihr abgezehrtes Antlitz glühte; ihre Augen leuchteten in unruhigem Feuer. Sie versuchte zu lächeln, und indem sie dem Ankömmling die weiße, durchsichtige Hand entgegenstreckte, sprach sie kaum hörbar: „Bist du endlich da, Erwin?"

Er warf sich vor ihrem Lager nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. „Hedwig, Hedwig, kannst du mir vergeben?"

Frau Petri hatte sich mit leisen Schritten zurückgezogen. Hedwig streichelte mit der Hand, die er geküßt hatte, seine heiße Wange. „Ich habe dir schon vergeben, Erwin. Siehst du, das mußte ich dir noch sagen, ehe ich . . ." Das Sprechen kostete sie große Anstrengung; sie sank in die Kissen zurück und hob dann wieder das Haupt. „Ich war im Unrecht; ich weiß es. Dein Weg ist so schwer und steil, daß du mich nicht mitnehmen

konntest, und du sollst . . . du sollst hinaufkommen bis auf die Höhe."

Diese Worte trafen ihn wie ein Schwert. Er wollte antworten, aber nur ein lautes Stöhnen rang sich über seine Lippen. Endlich brachte er hervor: „Ich kann diesen Weg nicht gehen ohne dich! Verlaß mich nicht!"

„Das ist ein Irrtum, mein Freund, den du später erkennen und bereuen würdest. Meine Liebe, die bleibt dir ja doch Und nun — lebe wohl!"

Sie war wieder zurückgesunken und hatte die Augen geschlossen. So lag sie wie leblos; nur um ihre Lippen spielte ein glückliches Lächeln.

„Hedwig, du leidest, und ich . . . ich allein bin schuld daran."

„Nein, nein," hauchte sie, „mir ist wohl, wie lange nicht. Gute Nacht! Gute Nacht! . . ." Sie tastete noch nach seiner Hand. Er bemerkte es nicht, seinem fassungslosen Schmerze hingegeben. Plötzlich sank ihr Arm zurück; sie that einen tiefen, seufzenden Atemzug und lag ganz stille.

„Sie schläft," dachte Erwin, als er aufblickte.

Sie schlief, um nie wieder zu erwachen.

* * *

Erwin hatte anfangs geglaubt, daß er diese Stunde nicht überleben könne. Er war sogar der Meinung gewesen, als er wenige Tage darauf in seinem Heimatstädtchen angekommen, daß er diese Reise nur gemacht habe, um letztwillige Verfügungen zu treffen. Doch der abermalige gute Empfang, den seine Landsleute ihm be-

reiteten, ließ ihn die Kraft zum Weiterleben finden. Er selbst mußte diesen entsagenden Heroismus bewundern.

Dem allgemeinen Drängen nachgebend, verlegte er seinen Wohnort dauernd in seine Vaterstadt. In dem ererbten Landhaus richtete er sich ein prächtiges Atelier ein und beschloß, nur noch für eine engere Gemeinde zu wirken.

Auf die zeitgenössische Kunst war er schlecht zu sprechen, und man glaubte ihm aufs Wort, daß er es satt bekommen habe, dem Beifall einer blasierten Menge nachzujagen, und dorthin geflüchtet sei, wo es noch reine und empfängliche Herzen gebe.

Vom Heiraten will er vorerst noch nichts wissen. Doch daß er sich über kurz oder lang mit der ältesten Tochter des Bürgermeisters verloben werde, gilt als eine ausgemachte Sache. Wenn man in dem Städtchen von ihm spricht, so sagt man: „Unser berühmter Mitbürger." Die Welt aber hat nichts mehr von ihm gehört.

Die Hochzeitsreise nach Rom.

(1893.)

Endlich!

Er sagte es mit jenem tiefen, befreiten Aufatmen, das Größerem gelten mußte, als der überstandenen langen Eisenbahnfahrt.

Endlich angelangt an der Hauptstation — endlich dort, wohin alle Wege seines Lebens gewiesen hatten!

„Also das ist Rom — das wirkliche Rom?" rief die junge Frau mit lustiger Ungläubigkeit, während der Zug langsam in die erleuchtete Halle hineinrollte.

„Ja, das ist es!" Seine Stimme zitterte vor Rührung und Erregung; er versuchte, die ungeheuere Bedeutung dieses Augenblickes ganz in sich zu erfassen.

„Du . . . aber der Bahnhof ist nichts weniger als pompös."

„Roma — Roma!" schrieen die Schaffner und rissen die Coupéthüren auf.

Obwohl sie nun schon mehrere Wochen unterwegs waren, bemerkte er doch jetzt zum erstenmal, wie merkwürdig viel Handgepäck sie mit sich führte. Es dauerte eine hübsche Weile, bis der Facchino die bunte Sammlung von Köfferchen, Kisten, Schachteln und Schächtelchen aufgeladen hatte.

„Fehlt auch nichts?" fragte sie, sorgfältige Musterung haltend. Dann, als er ihr den Arm geboten hatte und in ernstem Schweigen mit ihr dem Ausgang zuschritt, ward sie plötzlich inne, daß sie ihr Riechfläschchen im Coupé hatte liegen lassen. Er rannte zurück, suchte in sämtlichen Coupés erster Klasse, da er die Nummer des seinigen sich nicht gemerkt hatte, und kehrte nach fünf Minuten mit hochrotem Gesicht und fliegendem Atem, das Riechfläschchen in der Hand, zu ihr zurück.

„Ach Gott, hat das lange gedauert," sagte sie, mehr im Tone der Nervosität als des Vorwurfs. „Das ist aber auch hier ein Gedränge und Gestoße . . ."

Arm in Arm traten sie ins Freie. Am Ausgang blieb er stehen mit verklärten Augen und deutete auf die Mauern der gewaltigen Ruine, die in düsterer, drohender Großartigkeit sich vom hellen Nachthimmel abhob: „Hast du wohl auch eine Ahnung, was dies ist? Das sind die Thermen des Diocletian, mein Herz — ja, ja, die Thermen des Diocletian!"

„Das wirst du mir bei Tage zeigen, Professorchen. Jetzt nur vor allem ins Hotel! Ich habe, mit Respekt zu sagen, einen Hunger . . ."

Sie bestiegen den bereitstehenden Omnibus, in welchem noch drei englische alte Jungfern saßen. „Die drei Grazien — echt antik," flüsterte sie ihm zu. Er versuchte zu lächeln; aber es wollte ihm nicht recht gelingen.

Während der Fahrt durch die nächtlichen Straßen Roms beobachtete sie mit großem Interesse die drei Engländerinnen, die trotz mangelhafter Beleuchtung ihre Reisehandbücher vor die Nase hielten und einen umfangreichen

Arbeitsplan für den nächsten Morgen mit enthusiastischer Unkenntnis beratschlagten. Für ihn dagegen waren die drei nicht vorhanden. Er spähte bald links, bald rechts zum Fenster hinaus, war außerordentlich unruhig, konnte es kaum auf seinem Sitze aushalten und demonstrierte fortwährend: „Jetzt sind wir da und da, und hier um die Ecke liegt das und das." ... Trotz vieljähriger Abwesenheit war ihm zu Sinn, als habe er die ewige Stadt niemals verlassen; jeder Stein war ihm vertraut oder wurde es von neuem durch die blitzschnell aufflackernde Erinnerung; jede Straße hatte ihre Geschichte, nicht nur für den Lauf der Welt, sondern auch in seinem eigenen anspruchslosen Lebensläuflein. Die erste Jugend in Rom — ja, die war schön gewesen; aber die zweite sollte schöner werden, bedeutender, fruchtreicher ... Nun war er ja nicht mehr allein; nun war der geliebte Kamerad an seiner Seite, der seine Genüsse teilen, seine Entwürfe beflügeln sollte. Und er betrachtete im Geist dieses ganze große Rom wie ein selbsterdachtes, selbstgefertigtes Brautgeschenk, das er mit überschwenglicher Liebe und gerechtem Künstlerstolz ihr zu Füßen legen würde.

„Sind wir noch nicht bald da?" fragte sie, tief seufzend.

„Höchstens noch eine Minute, mein Herzchen."

„Dieses Gerüttel, das kann einen wirklich ...!"

Der Wagen hielt vor dem stattlichen Portal des Hotels. Die Insassen entwanden sich dem freudlosen Fuhrwerk und wurden im Vestibül vom Oberkellner in Empfang genommen, der sie hierauf dem Zimmerkellner zu weiterer Behandlung übergab. Einen Augenblick trat

das junge Paar in die Portierloge, um sich nach angekommenen Briefen zu erkundigen.

„Auf der Hochzeitsreise."

Der Zimmerkellner raunte es mit verständnisinnigem Lächeln dem Oberkellner zu; doch dieser machte eine halb ablehnende, halb überlegene Miene, welche in Worte übersetzt etwa gelautet hätte: „Das brauchst du Grünschnabel mir erst zu sagen!"

Als der Zimmerkellner nunmehr die ihm anvertraute Schar mit bedeutungsvoller Gelassenheit die Marmortreppe hinaufbegleitete, blieb der Oberkellner breitspurig im Vestibül stehen und schien auf etwas zu warten. Nach einigen Minuten kam sein Untergebener die Treppe wieder herunter. Er ließ ihn erst halb an sich vorbeigehen. „Nun?" fragte er dann im Ton gemachter Gleichgiltigkeit.

Jener drehte pflichtschuldig um und überreichte ihm das Blockbuch, in welches die Neuangekommenen ihren Stand und Namen notieren. Auf den obersten Zettel hatte der Fremde geschrieben: „Professor Heinrich Thoma mit Frau, Berlin."

„Professor?" sagte der Oberkellner und gab das Dokument mit einer Bewegung zurück, aus welcher unzweifelhaft hervorging, die Sache habe für ihn nur noch das halbe Interesse. Dann aber, in einer plötzlichen Anwandlung leutseliger Vertraulichkeit, flüsterte er dem Zimmerkellner etwas ins Ohr, was bei diesem einen wahren Lachkrampf hervorrief, und schritt hierauf in dem wiedergefundenen Gefühl seiner Würde langsam dem Speisesaale zu.

* * *

Die junge Frau saß an einem Tischchen vor dem Kamin, in welchem ein paar derbe Scheite Holz lustig flackerten. Vor ihr lag der eben eröffnete Brief aus der Heimat. Sie war damit beschäftigt, ihre durch die Reise völlig in Unordnung geratene Frisur mit Hilfe eines dreiteiligen Handspiegels wieder herzurichten.

Ihr Gatte, der inzwischen das Auspacken übernommen, ließ seine Arbeit im Stich und trat hinter ihren Sessel, so daß er ihr jugendfrisches und trotz der langen Reise kaum ermüdet aussehendes Gesicht gerade im Spiegel erblicken konnte. Er fuhr ihr zärtlich über das volle, nur leicht gekräuselte Haar und umwickelte seine Hand mit den nun aufgelöst herabfallenden hellbraunen Flechten. Mit stummem Lächeln sah er einige Zeit in den kleinen Spiegel hinein, und aus dem Spiegel nickte ihm ein Paar vergnügter Schelmenaugen zu.

Ein Rausch der Verliebtheit überkam ihn. Er umschlang sie wild, und während ihr Kopf über die Lehne des Sessels zurücksank, bedeckte er ihren wohlig lächelnden Mund mit unzähligen Küssen.

„Kniee nieder!" befahl sie. „Bete mich an!"

Er gehorchte wie ein gut erzogenes Kind. Er kniete vor ihr und sah mit so glühender Andacht zu ihr empor, als ob neue, göttliche Offenbarungen des gläubigen Beters harrten.

Sie weidete ihren Blick an der völligen, rückhaltlosen, unbegrenzten Hingebung, die aus seiner festgebannten Haltung, seiner sehnsüchtig verlangenden Miene zu ihr sprach. „So gefällst du mir; so will ich dich immer, immer haben. Auf der ganzen Welt soll es für dich

nie, nie etwas Heiligeres geben als deine Liebe zu mir. Schwöre mir das!"

„Ich schwöre."

Sie beugte sich rasch zu ihm nieder, nahm sein bärtiges Haupt zwischen beide Hände und drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen — den ersten, den sie ihm heute gegeben.

„Weißt du, Heinrich — aber du darfst mich nicht auslachen . . ."

„Was denn?"

„Vor diesem Tag habe ich eine gewisse Angst gehabt."

„Angst?"

„Oder vielleicht war's auch so was Aehnliches wie Eifersucht. Ich dachte mir, wenn du erst in deinem Rom bist, dann hab' ich dich nicht mehr so ganz, so ausschließlich . . . dann bin ich dir nicht mehr alles . . . Jawohl, jawohl; schüttle nicht den Kopf; es hilft dir nichts. Rom ist nun einmal deine erste Liebe, und on revient toujours . . ."

Noch immer knieend ergriff er ihre beiden Hände und heftete seine guten, ehrlichen Augen fest an die ihren.

„Kind, Kind, warum habe ich dich denn hierher geführt? Damit ich das Höchste, was die Erde bisher für mich enthielt, mit dir teile, damit du es lieben und verehren lernst, wie ich. O, du ahnst ja nicht, du kannst es nicht ahnen, was hier deiner wartet! Und glaube mir nur, hier, in der gemeinsamen Hingabe an das Große, das Ewige wird unsre Liebe nur noch mehr erstarken, wird sie die Weihen empfangen, wird sie . . ."

„Also das hältst du doch für nötig! Es muß erst etwas Fremdes hinzukommen, etwas außer uns . . ."

„Nichts Fremdes, sondern das, was in mir lebt und mich beherrscht, seit ich denken kann."

„Ich will aber ... ich will ... Ach was! Ich bin wohl recht unvernünftig. Jetzt siehst du mich an, als wolltest du sagen, daß ich recht unvernünftig bin."

„Du bist lieb."

„Nicht wahr? Ja, ich bin reizend, und du bist so verliebt in mich — aber so verliebt ... Und einen Hunger hab' ich, einen Hunger ..."

„Wir gehen essen, sobald du fertig bist."

„Ach, wo sind denn nun wieder meine Haarnadeln? Weißt du nicht, wo ich meine Haarnadeln hingelegt habe?"

Er wußte es nicht, und so suchten sie beide ein Weilchen danach. Es dauerte noch eine geraume Zeit, bis sie zum Hinuntergehen bereit war; je mehr sie sich beeilte, desto zahlreichere kleine Hindernisse türmten sich auf. Er nahm das ruhig hin, wie eine durch unverbrüchliche Naturgesetze vorherbestimmte Erscheinung. Sie aber wurde immer ungeduldiger, immer nervöser, und zeigte noch, als sie ihm endlich nach dem Speisesaal folgen konnte, ein ganz verärgertes Gesicht.

Dieser Speisesaal war ein äußerst nüchterner, unbehaglicher Raum, infolge der vorgerückten Stunde nur spärlich erleuchtet und kalt wie ein Eiskeller. Die große Tafel in der Mitte war bereits für den andern Morgen als Frühstückstisch hergerichtet; rechts davon saßen die Engländerinnen um ein rundes, ängstlich an die Wand gedrücktes Tischchen und tranken in Grabesruhe ihren Thee; auf einem ebensolchen parallel gegenüber hatte man für das junge Paar gedeckt. Andre Gäste waren nicht an-

wesend; dagegen stand ein halbes Dutzend von Kellnern herum, durch häufigen Wechsel der Position vergeblich ihre Schläfrigkeit maskierend.

Der Oberkellner legte zunächst eine umfangreiche Speisekarte vor und erklärte sodann, daß es in dieser Nachtzeit nur noch Beefsteaks gebe. Sie bestellten also Beefsteaks. Während sie darauf warteten, las sie ihm mit flüsternder Stimme — denn in diesem Raum ein lautes Wort zu sprechen, schien undenkbar — den Brief ihrer Mutter vor:

„Meine geliebten Kinder!

Wenn ihr diese Zeilen in Händen habt, seid ihr am Ziele eurer Sehnsucht angelangt und schwelgt bereits in Romantik. Papa und ich — er ist auf dem Bureau, während ich dies schreibe, und läßt euch herzlich grüßen — wir sprechen alle Tage davon, wie poetisch euer Einzug in die ewige Stadt sein muß. Denn Heinrich ist nun einmal so poetisch, und du, liebe Alice, hast doch immer für die Kunst geschwärmt, schon lange bevor du ihn kanntest. Wir sind nur sehr für eure Gesundheit besorgt; in Rom soll es so kalte Steinfußböden geben; Tante Auguste hat sich auf die Art damals so gefährlich erkältet. Und auch in die Kirchen soll man nicht gehen, ohne sich gehörig abgekühlt zu haben. Hier ist noch immer haute saison. Vorgestern waren wir bei Bergers, gestern bei Resemanns. Alles war da; nur ihr fehltet. Aber ich konnte gar nicht genug von euch erzählen; von allen Seiten wurde ich ausgefragt. Auch in welchem Hotel ihr absteigt in Rom. Allgemeine Verwunderung, warum ihr nicht im Hotel Quirinal wohnt; das soll bei weitem das

beste sein, und eures kennt niemand. In Italien muß man mit dem Essen sehr vorsichtig sein. Das sagte auch der Sanitätsrat Horn, den wir bei Bergers trafen. Ich bitte Sie, mein lieber Sohn, nehmen Sie Rücksicht darauf, daß Alice sich in den Museen und Galerien nicht übermüdet; sie soll jeden Mittag nach Tisch ein Stündchen ruhen. Lachen Sie nicht über die Vorsorglichkeiten einer Mutter, die Ihnen ihre einzige Tochter anvertraut hat. Vielleicht könnt ihr noch ins Quirinal umziehen; das wäre für mich und auch für Papa eine Beruhigung. Schreibt recht bald und viel eurer treuen Mutter.

P. S. Sonntag ist die Hochzeit von Emmy Haeberlein; vergeßt nicht zu telegraphieren."

„Das gute Mütterchen!" sagte Alice, indem sie den Brief liebevoll zusammenfaltete. „Ich habe doch schon manchmal rechtes Heimweh nach ihr."

Heinrich erwiderte kein Wort. Er war entschlossen, die große, gehobene Stimmung, in der er sich heute Abend befand, befinden wollte, befinden mußte, durch nichts erschüttern zu lassen. Doch so felsenfest dieser Entschluß auch war, er merkte, daß selbst ein Felsen durch kleine beharrliche Wellen unterwühlt werden kann. Wäre er auf den Brief seiner Schwiegermutter eingegangen, so hätte er unfehlbar Dinge sagen müssen, die ihm die Erinnerung an diesen epochalen Abend für alle spätere Zeit getrübt hätten. Er war deshalb überaus froh, als nun endlich das Essen serviert wurde und die volle Aufmerksamkeit seiner ausgehungerten Gattin in Anspruch nahm.

Aber da kam er nur vom Regen in die Traufe!

Alice fand das Fleisch erbärmlich, das ganze Hotel höchst mittelmäßig und noch dazu schauderhaft ungemütlich. „Mama hat recht; warum sind wir nicht lieber gleich ins Quirinal gegangen? Da hätten wir gewußt, was wir haben . . .“

„Wenn es dir hier nicht gefällt, mein Herzchen,“ sprach er in ruhigem Tone, doch mit leicht zitternder Stimme, „dann werden wir ausziehen. Das Hotel Quirinal wollte ich absichtlich vermeiden, weil es eine große europäische Karawanserei ist, und weil wir dort sicher einer Menge von lästigen Bekannten begegnen würden . . . Mir ist dieses Haus hier von verschiedenen Seiten sehr warm empfohlen worden; es hat den wesentlichen Vorteil, daß es schön und bequem liegt. Morgen früh wirst du aus unsern Fenstern auf die Palmen des Pincio blicken können; das ist doch auch etwas wert . . . Jedenfalls aber brauchen wir uns heute Abend darüber nicht den Kopf zu zerbrechen. Heute, mein' ich,“ — und er legte seine Hand vertraulich auf ihren Arm — „heute wollen wir an nichts andres denken, als daß wir in Rom sind, und die Freude darüber darf uns durch solche Bagatellen nicht gestört werden. Meinst du nicht auch?“

Der Ton dieser Worte, mehr als ihr Inhalt, überwand sie. Mit begütigendem Lächeln drückte sie seine ausgestreckte Hand und war von jetzt ab ganz liebende Zärtlichkeit. Wenn sie ihn so weich und schmachtend und mädchenhaft anblickte, wie hätte er dann noch etwas andres empfinden können, als den verführenden Zauber ihrer Gegenwart, die Seligkeit, sie zu besitzen! Bald nach beendeter Mahlzeit suchten sie ihr Zimmer wieder auf, und

wie sie ihm dort leidenschaftlich um den Hals fiel und seinen Mund mit heißen Küssen überflutete, da hatte auch er Rom vergessen. —

* * *

Als er am andern Morgen frühzeitig erwachte, mußte er sich erst ein Weilchen besinnen, bis ihm klar wurde, daß es die römische Sonne war, die sich durch die Ritzen der geschlossenen Jalousien hindurchdrängte. Neben ihm ruhte Alice in friedlich atmendem Schlaf. Sie war keine Freundin frühen Aufstehens, und so hatte er sich auf der ganzen bisherigen Reise fast immer lange vor ihr erhoben. Nur diesmal trug er Bedenken, ihren Schlummer zu stören; denn er gönnte ihr nach dem anstrengenden gestrigen Tage eine gründliche Rast. Aber als er eine halbe Stunde mit offenen Augen verträumt hatte und das Licht hinter den Jalousien immer lockendere Verheißungen zu seiner Lagerstatt entsandte, da konnte er seine freudige Ungeduld nicht länger bemeistern. So leise wie möglich schlüpfte er aus den Federn und war schon beinahe völlig angekleidet, als Alice sich zu regen begann und mit schlaftrunkenen Blicken nach ihm hinstarrte.

„Guten Morgen in Rom," sagte er mit einer gewissen feierlichen Liebenswürdigkeit und küßte sie dabei auf die Stirne.

Sie blinzelte dankbar zu ihm auf und gähnte mit überzeugender Nachdrücklichkeit: „Ach, ich bin noch so müde . . ."

„Es ist das herrlichste Wetter," versicherte er lebhaft.

„Wie viel Uhr?"

„Acht vorbei."

„Noch so früh? Da möcht' ich noch ein bißchen ruhen. Wenn ich um neun aufstehe, kann ich um halb zehn fertig sein, und wenn wir um zehn . . . uah . . ."

„Wie du willst, Herzchen. Ich gehe einstweilen ein wenig hinunter, etwas Luft schöpfen. Um neun Uhr komme ich zurück und wecke dich. Ist dir das so recht?"

Sie nickte mit geschlossenen Augen und schlief bereits wieder, noch bevor er das Zimmer verlassen hatte. —

Mit jugendlicher Hast stürmte er die Treppe hinab, und zwei Minuten später stand er auf der Piazza del Popolo. Seine kühnsten Erwartungen waren übertroffen durch die zauberische Klarheit, in welcher der herbstliche Himmel zu seinem Willkomm erstrahlte, durch die milde, laue und doch so frische Morgenluft, die ihm Stirn und Wangen umschmeichelte. Von der weißen Terrasse des Pincio grüßten Cypressen, Palmen und blühende Agaven hernieder, und auf vielstimmiges fernes Geläut gab die Glocke vom Campanile der gegenüberliegenden Marienkirche melodische Antwort. „Guten Morgen in Rom," sagte er nun laut zu sich selber, und dann grüßte er ein paar zerlumpte Straßenjungen, die gerade des Weges kamen, mit solcher Freundlichkeit, als wären sie eine Deputation, eigens abgeordnet zu seinem Empfang. Die zwei Bengel erkannten sofort die günstige Konjunktur, streckten die Hände aus und riefen einstimmig: „Un soldo, signore, un soldo!" Er aber reichte jedem von beiden das begehrte Kupferstück mit der Befriedigung eines Mannes, der alte, liebe Beziehungen wieder anknüpft. Es waren ja Römer! —

Langsam und nachdenklich stieg er die Rampe des

Pincio hinan und setzte sich, oben angekommen, auf eine Bank, den oft genossenen stolzen Anblick von neuem genießend. Tiefe Stille herrschte ringsum; nur aus dem dichten Lorbeergebüsch hervor drang lustiges Sperlingsgezwitscher, und einige frühe Spaziergänger schritten lautlos vorüber. Da lag die geliebte Stadt, von der Peterskuppel mächtig überragt, im hellsten Morgenglanz zu seinen Füßen, und ihm war zu Mut, als läge auch sein bisheriges Leben hell und offen vor ihm ausgebreitet, damit er es prüfend überschaue.

Welch ein Gegensatz zwischen seiner gestrigen Ankunft und seinem Einzug vor zehn Jahren! Der neugebackene Doktor der Archäologie mit dem kärglichen Stipendium in der Tasche und dem unstillbaren Wissensdurst im Herzen — der hatte es weniger bequem gehabt. Und doch, was für ein himmlischer, unvergeßlicher Abend! Am Bahnhof hatte ihn sein Schulkamerad und Jugendfreund, der Bildhauer Osterdingen, erwartet und in eine bescheidene Locanda geführt. Nachdem er eilends den Reisestaub abgeschüttelt, waren sie Arm in Arm nach der kleinen Osteria hinter dem Kapitol geschlendert, und es hatte wahrlich nicht erst des feurigen weißen Frascatiweines bedurft, um ihn trunken zu machen. Als sie dann in später Nacht mit glühenden Gesichtern die Schenke verlassen, da war mittlerweile der Mond aufgegangen, und in dessen Zauberlicht sah er zum erstenmal das Forum, das Kolosseum! Heiße Thränen der Ergriffenheit waren da dem Ueberwältigten aus den Augen gestürzt, und der gute Osterdingen hatte verständnisinnig den Arm um seine Schulter gelegt und gesagt: „Weißt du, Mensch,

wenn man das einmal einem geliebten Weibe zeigen dürfte . . ."

Was der alte treue Kumpan wohl für Augen machen würde, wenn er jetzt wieder vor ihn hintrat — mit ihr! Und wie er ihr wohl gefallen würde? Und sie ihm? —

Wie viele, wie unzählige Mal hatte er an das Wort zurückdenken müssen, das der Freund in jener Nacht vor den mondbeglänzten Riesenmauern des Kolosseums gesprochen! Es war allmählich der Inbegriff geworden jener unbestimmten und doch so brennenden Liebessehnsucht, mit der das Gemüt des Jünglings einem idealen weiblichen Phantasiegebilde zustrebt. Seine künftige Frau! Er erinnerte sich lächelnd, wie oft er sich mit dieser Vorstellung in tausendfältig schillernden Träumen zergrübelt hatte. Ob sie blond oder brünett sei — lieber brünett — hochgewachsen oder zierlich — und was sie wohl für eine Stimme habe? Und ob sie ihn verstehen würde, so ganz von Grund aus verstehen? Denn in jenen Jahren hält man sich gar so gerne für ein Rätsel, für eine wunderbar geheimnisvolle Natur, und sehnt sich mehr nach Verständnis als nach Liebe. Aber in all diesen schwankenden Spielereien seiner zärtlichen Einbildungskraft gab es ein Zukunftsbild, das keinem Wechsel unterworfen war, das klar und unverrückbar feststand. Mit diesem Bilde war der Gedanke an die zukünftige Geliebte unlöslich verbunden: er mit ihr bei Vollmondschein im Kolosseum! Das war die Situation, in welcher alle seine Begriffe von Liebesglück und Daseinsrausch gegipfelt hatten — zehn Jahre lang. Und nun war er so weit! —

Gar zu leicht hatte es ihm nicht werden sollen. Auf

die schöne, heitere Studienzeit in Rom waren sorgenreiche Tage gefolgt. Da kam er zurück in die Heimat, ausgerüstet mit allen erdenklichen Kenntnissen und Einsichten seines Faches, beladen mit dem fertigen Manuskript eines grundgelehrten Buches, und doch klaffte in seinem Wissen eine sehr bedenkliche Lücke: er wußte nicht, wovon leben. Die früh verstorbenen Eltern hatten ihm nichts hinterlassen können, und das Beispiel seines Vaters nachzuahmen, der ein Leben lang in der engen Schulstube nach freier Gelehrtenthätigkeit vergeblich geseufzt hatte, das brachte er nicht übers Herz. Blieb also nichts andres übrig, als die ehrbare Hungerleiderei des deutschen Privatdozenten. Zwar erfreuten sich seine Kollegien bald eines außergewöhnlich regen Besuches; denn er verstand die trockene Materie mit fast dichterischem Schwunge zu beleben und das alte Rom vor der Einbildungskraft seiner Hörer leibhaftig neu erstehen zu lassen. Aber trotz der bescheidensten Ansprüche reichten seine akademischen Einkünfte zu seinem Unterhalt nicht aus, und er mußte einen guten Teil seiner Zeit auf Privatstunden oder auf die Abfassung populärer Journalartikel verwenden, während doch in seinem Herzen und Hirn der Entwurf zu einem großen, mehrbändigen Werke mit unheimlicher Regsamkeit herumspukte.

In diesen mageren Jahren hatte er sich eine ernsthafte Liebe nicht gestatten dürfen. Er konnte eine Frau nicht ernähren, und sein Stolz hätte ihm verboten, sich von ihr ernähren zu lassen. Aber obwohl er sich dies alle Tage wie eine Art von mahnender Bußpredigt selber vorsagte, konnte er seiner schwärmerischen Natur die voreiligen Seitensprünge ins erträumte Paradies nicht ab-

gewöhnen. Je näher er den Dreißigen rückte, desto jünger wurde sein Herz. Er vermochte kaum mehr ein weibliches Wesen zu erblicken, ohne daß er mit wahrhaften Oberprimanergefühlen sich fragte: „Wäre das die Richtige?" Und die Probe, die er dann jedesmal anstellte, war natürlich keine andre, als daß er sich im Geiste mit ihr ins mondbeschienene Kolosseum versetzte. Denn das Heimweh nach Rom und die Sehnsucht nach Liebe und Häuslichkeit verschmolzen zu einem einzigen quälenden Gefühl der Unbefriedigung, das ihn nicht einen Augenblick verließ und seinem ganzen Wesen einen elegisch-melancholischen Stempel aufdrückte.

Er stand bereits nahe vor seinem dreiunddreißigsten Geburtstag, als endlich die ersehnte Wendung eintrat. Die Professur in Berlin wurde ihm angetragen; jubelnd griff er zu, und sein erster Gedanke war: „Jetzt wird geheiratet."

Die Prinzipienfrage war gelöst; die Personalfrage machte ihm größere Schwierigkeiten. Sein Herz war frei; er mußte also Umschau halten unter den Töchtern des Landes. So viele Jahre hatte er mit der künftigen Geliebten traumhafte Beziehungen gepflegt, daß es ihm nunmehr fast unmöglich dünkte, diesen innigen Seelenbund seiner Phantasie auf ein thatsächlich gegebenes, lebendig vorhandenes junges Mädchen zu übertragen. Ja, manchmal kam es ihm geradezu wie eine Art von Untreue vor, daß er im Begriffe stand, seine geträumte Angebetete zu Gunsten irgend einer Fremden schnöde verlassen zu wollen. Es erschien ihm überaus prosaisch, daß er ganz wie andre junge Männer nun Abend für Abend in den Frack schlüpfen

und Gesellschaften besuchen sollte, große, öde, ungelehrte Gesellschaften. Und doch war dies ja auch für ihn die einzige Gelegenheit, junge Damen kennen zu lernen. Sein fester Entschluß, so schnell als möglich das häusliche Glück zu erjagen, war stärker als seine Abneigung gegen endlose Diners und endlose Tanzkarten. Er aß die ersteren und tanzte die letzteren mit Todesverachtung herunter, nicht ohne verwegene Projekte zur Reform unsrer Geselligkeit und des wechselseitigen Verkehrs beider Geschlechter im Kopfe zu wälzen. Ueber Mangel an Bevorzugung hatte er sich nicht zu beklagen. Denn er merkte sehr rasch, mit welch unglaublicher Virtuosität schon die jüngsten Mädchen einen ernsthaften Heiratskandidaten, zumal wenn er bereits in Amt und Würden ist, von einem ziellosen Amateurtänzer unterscheiden. Aber vielleicht war es dies allzu absichtliche Entgegenkommen, vielleicht auch der Umstand, daß die Richtige hartnäckig zu Hause blieb — der Winter verging, der Sommer rückte heran, und er hatte keine andern Erfolge seines unermüdlichen Pflichteifers aufzuweisen, als einen verstimmten Magen, herabgekommene Nerven und eine merkliche Verdüsterung seiner gesamten Weltanschauung.

Nur verdrossen ging er während dieses Sommers seinen Berufspflichten nach. Er begann sich für eine problematische Natur zu halten, vom unerbittlichen Schicksal dazu auserkoren, einsam und ungeliebt zu leben und zu sterben. Und als auch ein halbes Dutzend Landpartien und Picknicks ihn mit unverlorenem Herzen hatten heimkehren lassen, da keimte in ihm der furchtbare Verdacht auf, daß er überhaupt zu einer rechtschaffenen Verliebtheit

schon zu alt sei und, wenn er nicht schließlich einer trostlosen Vernunftehe zum Opfer fallen wolle, nichts Besseres thun könne, als sich eine Haushälterin anschaffen, einem Kegelklub beitreten und auf diese Art gleichsam offiziell sich als alten Junggesellen konstituieren.

Nervös, verstimmt und überarbeitet, wie er war, begab er sich nach Ablauf des Sommersemesters an die Ostsee. Und gerade dort sollte er finden, was ihm das Leben bisher grausam vorenthalten — gerade dort, wo er nicht suchte.

Im Hotel lernte er die Familie Rathenau kennen. Der Vater, ein angesehener Berliner Kaufmann, jovial, menschenfreundlich, ohne Sinn für Archäologie und voll ausgesprochener Vorliebe für das Skatspiel; die Mutter beweglich, vielfach belesen, äußerst gesprächig, kunstbegeistert, aber in allen Künsten durchweg mehr für das Schöne als für das Wahre; die Tochter ein auffallend hübsches junges Mädchen, sorgfältigst erzogen, vielseitig gebildet, sprachengewandt, musikalisch und immer vergnügt. In ungezwungenster Weise war der Verkehr seitens des Vaters bei der Table d'hote eröffnet worden, und Heinrichs anfängliche Zurückhaltung wurde bald durch die schalkhaften Einfälle und die sprudelnde Munterkeit der Tochter besiegt. Nach einer Woche war er der unzertrennliche Begleiter der neuen Freunde, spielte mit dem Vater und einem seiner Geschäftsfreunde Skat, lieh der Mutter interessante Bücher und schob ihr, wenn sie sich setzte, ein Fußbänkchen unter, neckte sich mit der Tochter in witzigen Wortgefechten, aß Vielliebchen mit ihr und drehte die Notenblätter um, wenn sie mit schwacher, aber sym-

pathischer und wohlgeschulter Stimme Brahms oder Schumann sang.

Nie in seinem Leben hatte er bisher so unbefangen und so stetig mit einer jungen Dame zusammensein können. Das war denn doch eine bessere Manier, sich kennen zu lernen, als im Ballsaal oder auf einer Berliner Landpartie!

Er lebte auf; er verjüngte sich; er ertappte sich auf Anfällen von studentischem Uebermut. Da er aber nichtsdestoweniger bei dem Elternpaar den Eindruck unbedingter Vertrauenswürdigkeit hervorrief, so ließ man die jungen Leute gewähren und gab ihnen sogar nicht selten Gelegenheit, am Strande oder auf Waldspaziergängen allein und nur aus diplomatischer Entfernung bewacht miteinander zu plaudern. Auch an ernsten Gesprächen fehlte es nicht. Alice zeigte sich in allem beschlagen und lieh sogar halb fachmäßigen Auseinandersetzungen verständnisvolles Gehör. Nur wenn er sich, von irgend einem Thema fortgerissen, zu einem förmlichen Vortrag verstieg, unterbrach ihn der kleine Schalk mit irgend einem mutwilligen Scherzwort. Er fand das jedesmal entzückend, geistreich, ja sogar poetisch. Welch eine reizende Ergänzung zu seinem etwas schwerfälligen, etwas sentimentalen Wesen! Ihr silbernes Lachen tönte in ihm nach, wenn er von ihr ferne war; ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihre lustigen Augen verfolgten ihn bis in seine Träume, so lebhaft, so unwiderstehlich, daß sein treu gehegtes Phantasiegebilde davor nicht standhalten konnte. Er fragte sich auch nicht ein einziges Mal: Ist das die Richtige? Ja, er versetzte sich nicht einmal mit ihr im Geiste nach dem Kolosseum. Er entdeckte nur

eines schönen Tages, daß er sich sterblich in sie verliebt hatte, und erst durch diese Entdeckung wurde ihm klar, wie herrlich nun erfüllt sei, was er nach langer vergeblicher Sehnsucht schon für unerfüllbar gehalten. Was sollte da noch viel Besinnen oder Prüfen? Zugreifen mit beiden Händen, das Glück bei der Stirnlocke fassen — das war das einzig Vernünftige. Und da sie nicht nein sagte, so war er mit ihr verlobt, noch bevor er selber es deutlich wußte.

Alles vollzog sich programmgemäß. Die Eltern gaben gerührt ihren Segen, die Verlobungskarten wurden noch von dem Badeort aus versandt, die Hochzeit auf den Oktober festgesetzt. Diese vollkommene Glattheit des äußeren Verlaufs wurde von Heinrichs romantischem Gemüt beinahe wie eine Entbehrung empfunden. Zwar, was konnte er mehr thun, als in freier Wahl dem Zuge seines Herzens folgen? Sollte er böse darüber sein, daß ihm dies so leicht geworden war? Er wußte ja doch, wie tapfer und ritterlich er um den Besitz der Geliebten zu kämpfen fähig gewesen wäre, falls dazu auch nur die geringste Veranlassung vorgelegen hätte.

Gemeinsam kehrte man nach Berlin zurück, und hier konnte freilich von Romantik noch weniger die Rede sein. Denn die Rathenaus, die er in so bequemer Isoliertheit kennen gelernt hatte, erwiesen sich als der Mittelpunkt einer schier unübersehbaren Familie und eines womöglich noch größeren Kreises von Freunden und Bekannten. Alice hielt etwas auf alle diese Beziehungen, in denen sie ja bisher ihre Welt hatte sehen müssen, und Heinrich ehrte und schonte ihre weitgehenden Gefühle, wenn es

ihm auch nicht gerade leicht wurde, allen diesen Onkeln, Tanten, Vettern, Basen, Schwägern gerührt an die Brust zu sinken. Vor lauter ganz offiziellen und ganz zwanglosen Gesellschaften, vor lauter förmlichen oder freundschaftlichen Besuchen und Gegenbesuchen war er nur selten mit seiner engeren Familie allein und mit Alice fast gar nicht. Wenn er schüchtern und bescheiden sich bei ihr darüber beklagte, so tröstete sie ihn lachend: Wir haben uns ja ein ganzes Leben! Gewiß, das stand fest, und das mußte ihm über das Peinigende der Gegenwart hinweghelfen. Nur erst mit ihr allein, das war sein Morgen- und Abendgebet; nur erst mit ihr in der Ferne, in Rom, im Kolosseum! Dort konnte das Echte, das Ursprüngliche, das Poesievolle ihrer Natur erst völlig zum Durchbruch kommen; hier wurde es vom Wuste der Konvention erstickt.

Das Schlimmste von allem kam zuletzt — der Tag der Hochzeit. Wenn er jetzt daran zurückdachte, wunderte er sich, daß er diesen Tag gesund überdauert hatte. Nach einer vor Erregung schlaflosen Nacht vom frühesten Morgen bis zum Abend eine wahre Flut von Verpflichtungen, Ceremonien und Strapazen. Dann beim Festmahl ellenlange Reden, lärmende Tafelmusik, lebende Bilder, humoristische Aufführungen. Zum Schluß rührender Abschied von Eltern, Verwandten, Freundinnen unter nicht endenwollenden Thränenergüssen. Auch das ging vorüber, und sie waren allein, aber zugleich gänzlich am Rande ihrer Kraft. Beide sah dieser feierliche Abend in einem so hochgradigen Zustande der Ermattung, der Abspannung und einer aus Erregtheit und Uebermüdung gemischten

Nervosität, daß dagegen alle heißen, leidenschaftlichen, seit Monaten ins Ueberschwengliche gesteigerten Gefühle nicht aufkommen konnten.

Wie reich, wie verschwenderisch hatten ihn für diese Kette kleiner Unannehmlichkeiten die nun folgenden Wochen entschädigt! Flitterwochen nannte sie der Volksmund; auf seinen Fall wollte die etwas mißtrauische Bezeichnung nicht passen. Solch ein Uebermaß von Glück und Seligkeit, das hatte nichts gemein mit trügerischem Flitter; das war von echtem, lauterem Goldgehalt. So lieben und so geliebt werden, so ineinander aufgehen und sich verlieren, so die Welt mit Vergangenheit und Zukunft vergessen im Rausch und Taumel der Gegenwart — was ahnten davon die Bedauernswerten, die nur von nüchterner Uebereinkunft zusammengeführt worden! Alle Zweifel, die ihn während der Verlobungszeit ab und zu beschlichen hatten, sie waren ausgelöscht, überwunden für immer. Ja, die Stimme seines Herzens hatte ihn recht geleitet. Er war im Besitz eines holden, zärtlichen, hingebenden Weibes; beglückt und beglückend, hatte sie ihm das reine Feuer ihrer jungfräulichen, liebeverlangenden Seele geweiht, und nun erst kannte er die lodernde Glut, deren sein eigenes Herz fähig war.

In tiefster Stille und Zurückgezogenheit, an einem der schönsten Punkte der Riviera waren diese fünf Wochen ihnen verflogen. Liebe, nichts als Liebe war der ausschließliche Inhalt ihres Lebens, Denkens und Plauderns gewesen. Zuerst hatte er sofort nach der Hochzeit mit ihr nach Rom fahren wollen. Wie dankbar mußte er ihr nun sein, daß sie ihn davon abgebracht, daß sie ihn be-

stimmt hatte, vorerst durch keine Ablenkung von außen dieses festliche Traumleben zu stören. Für Rom blieben ja noch immer zwei Monate; so lange währte sein Urlaub. Und er war so innig überzeugt, daß der dortige Aufenthalt ihr Glück noch erhöhen, ihre innere Zusammengehörigkeit noch enger und fester gestalten müsse. Ein Teil von seinem Selbst war ja in dieser Zeit wie verschleiert gewesen: seine Geisteswelt, sein Beruf. In Rom wollte er den Schleier lüften; dort sollte sie sein Inneres erst vollständig kennen, seine Lebensaufgabe lieben lernen wie ihn selbst; dort sollten ihre lachenden Augen sich verklären zu sonnigem Ernst. —

Jetzt, da im heitersten Morgenlicht und im Anblick der ersehnten Herrlichkeit all diese Bilder vor seinem Geiste vorüberzogen, jetzt wurde er der gesteigerten Freuden wieder voll bewußt, die hier seiner warteten. Er machte sich Vorwürfe, daß er sich gestern Abend auch nur einen Augenblick hatte verstimmen lassen. Freilich, die Ankunft in Rom hatte er sich anders, ganz anders ausgemalt; aber durfte er Alicen die Schuld geben, wenn dieser Abend nicht so verlaufen war, wie seine vorgefaßten Einbildungen ihn erblickt hatten? Nach einer so langen Reise — in ununterbrochener Fahrt von Genua hierher — war es durchaus verzeihlich, daß sein Frauchen nicht gleich in helle Feststimmung geraten, nicht gleich dem Genius des Ortes sich anpassen konnte. Der Bahnhof, der Omnibus und der Speisesaal des Hotels boten auch wahrlich dazu nicht die richtige Gelegenheit. Es verdiente sogar Anerkennung, daß sie nicht wie oberflächlichere Naturen eine Begeisterung anempfunden hatte, die noch ohne thatsäch-

liche Grundlage war. Und durfte man es ihr verargen, daß sie, eben erst einem behaglich luxuriösen Elternhaus entrückt, als einzige Tochter verwöhnt und verhätschelt, mit allerlei kleinen Ansprüchen ins Leben trat, die so leicht zu befriedigen waren? Allerdings mußte er sich gestehen, daß ihm dies gestern zum erstenmal aufgefallen, vielleicht nur deshalb, weil seine eigene Stimmung gar so hochgespannt gewesen. Aber war es gerecht oder vernünftig, bei ihr jene Bedürfnislosigkeit vorauszusetzen, welche in der harten Schule einer entbehrungsreichen Jugend für ihn etwas Selbstverständliches geworden war? Der Wunsch tauchte in ihm auf, er hätte sie als ein armes, einfaches Mädchen gefunden, als ein Wesen, das nicht unter so völlig andersgearteten Verhältnissen aufgewachsen. Doch gleich darauf schalt er sich thöricht und undankbar. Was wollte er denn noch mehr, als glücklich sein? Und war er nicht glücklich? Kamen solche Kleinigkeiten seiner und ihrer großen Liebe gegenüber in Betracht? Das Kleine und Kleinliche zu überwinden, zu verachten, zu vergessen über dem Großen und Ewigen — wo in der Welt konnte man das schneller und gründlicher lernen, als gerade hier in Rom — hier, wo man mit den Jahrtausenden vertrauliche Zwiesprach führte und das Einzeldasein in der stolzen, unvergänglichen Lebensfülle der Gattung willig versinken ließ? . . .

Die Uhr des nahen Glockenturmes schlug neun. Mit einem gelinden Schrecken erkannte er, daß die Stunde um war. Ohne diesen wohlthätigen Weckruf hätte er gewiß seine zeitlosen Träumereien noch fortgesponnen. So schnell als möglich eilte er ins Hotel zurück. Er

war nicht wenig überrascht, als er seine Frau nicht mehr schlafend, sondern völlig angekleidet fand, mit Einpacken beschäftigt.

„Was geht denn vor?“ fragte er ganz verblüfft.

Sie berichtete ihm mit hastigen Worten, daß sie nach seinem Fortgehen nicht einen Augenblick mehr habe schlafen können. Auf den Gängen sei ein so schauderhafter Lärm gewesen und die Hotelbediensteten hätten sich unmittelbar vor ihrer Thüre so unverschämt laut unterhalten, daß sie nichts Besseres zu thun gewußt, als aufzustehen und die Sachen zusammenzupacken. „Denn hier können wir doch nicht bleiben,“ fuhr sie eifrig fort. „Nicht wahr, das siehst du doch selber ein? Ich wenigstens hielte die Wirtschaft hier nicht einen Tag mehr aus.“

„Also ins Hotel Quirinal?“ —

„Mir gleich. Nur von hier fort. Ich habe eine wahre Idiosynkrasie gegen diesen Kasten.“

Dreiviertel Stunden später landeten sie mit Sack und Pack im Hotel Quirinal. „Das ist etwas ganz andres,“ sagte Alice befriedigt, sobald sie eintraten.

Auf der Fremdentabelle entdeckte sie mit lebhaftem Interesse drei verschiedene bekannte Familien aus Berlin. Eine davon war sogar bei der Hochzeit zugegen gewesen.

Als sie sich in einem Zimmer des vierten Stockes, auf den Hof hinaus — man versprach ihnen für die nächste Woche ein besseres — installiert hatten, sagte Heinrich tief aufatmend: „Gott sei Dank, das wäre nun alles erledigt. Jetzt werd' ich anfangen können, dir Rom zu zeigen.“

Sie sah ihn mit ihrem unwiderstehlichen Schelmen-

lächeln an. „Armes, geplagtes Professorchen! Hast so viel Schererei mit mir gehabt. Bist du mir böse?"

„Ganz und gar nicht."

„Da will ich nur noch schnell einen Brief an Mama schreiben; sonst bekommt sie ihn erst einen Tag später. Du schreibst doch darunter?"

„Selbstverständlich, mein Herz."

Alice schrieb ihrer Mutter, daß Heinrich, den guten Rat befolgend, mit ihr ins Quirinal übergesiedelt, und daß der erste Eindruck von Rom überwältigend sei.

* * *

Heinrich hatte bereits an der Riviera einen ganz genauen Feldzugsplan ausgearbeitet. Er wollte im wesentlichen die ewige Stadt in umgekehrter Zeitfolge vor den Augen seiner Liebsten entrollen — Renaissance, mittelalterliches und zuletzt antikes Rom. Diese seine eigentliche Domäne sollte den Höhepunkt und die Krönung des Ganzen bilden. Alice nahm die Sache jedoch noch gründlicher, indem sie bei dem Rom der unmittelbaren Gegenwart, bei der lebendigen modernen Stadt anfing und für diese das kräftigste Interesse bekundete.

Zwar folgte sie ihm willig in die Galerien und in die Kirchen, bestaunte ernsthaft die Wunder des Petersdoms und der vatikanischen Sammlungen und hörte aufmerksam zu, wenn ihr Gatte sich in eingehende kunstgeschichtliche Betrachtungen verlor. Aber es entging ihm nicht, daß sie niemals ganz bei der Sache war, oder daß wenigstens kein elementarer Drang ihrer Natur sie dazu hinzog. Sie hatte das alles einigermaßen auf der höheren

Töchterschule gelernt, von allem gehört und über alles bei Gelegenheit mitgesprochen. Nun sie's mit Augen sah, nahm sie es hin wie etwas, das zu beschauen sehr ersprießlich und sehr lohnend war; aber die selige Trunkenheit, auf die er gerechnet hatte, blieb aus.

Dagegen wurde sie von zahlreichen Dingen beschäftigt und angelockt, deren Beachtung ihm von seinem Standpunkt als recht nebensächlich erscheinen mußte.

Die Table d'hote des Hotels war für sie eine Fundgrube immer neuer fesselnder Erkenntnis. Bald gab es keinen ständigen Gast mehr, den sie nicht genau klassifiziert und mit irgend einer sarkastischen Bezeichnung versehen hatte. Auch jeder frisch Angekommene mußte ahnungslos diese scharfe Prüfung über sich ergehen lassen. Besonders die Toiletten der Damen boten ihr reichliche Gelegenheit zu ihren Studien. Dieses internationale Publikum, stark versetzt mit deutscher Provinz — was war da nicht alles zu beobachten und zu bespötteln!

Auf der Straße blieb sie fast vor jedem Schaufenster stehen. Im Vatikan hatte sie ihn leise fortgezogen, als er sich nach halbstündiger Betrachtung von der Madonna di Foligno noch immer nicht trennen konnte; hier mußte er manchmal sie zum Aufbruch mahnen, wenn sie in die ausgelegten Schätze eines Juwelierladens oder eines Modemagazins völlig versunken war. Auch in den Galerien und Kirchen fühlte sie sich häufig von den lebendigen Menschen mehr angezogen als von den gemalten und gemeißelten.

„Wie hat dir die pikante Französin gefallen? Glaubst du, daß die beiden verheiratet waren?" so fragte sie ihn

eines Tages, als sie eben San Pietro in Vincoli verlassen hatten.

„Wo — wer?“ erwiderte er verständnislos.

„Sie standen ja dicht vor uns — bei dem Moses.“

Er hatte in der That nichts gesehen. Er konnte überhaupt nicht begreifen, daß es pikante Französinnen gab, wenn man vor dem Riesenwerke des Michelangelo stand.

„Ja, wozu hat man denn seine Augen?“ warf sie mit einem leicht schmollenden Tone hin. Er mußte ihr recht geben, und doch fühlte er, daß ihre Augen anders waren als die seinen. —

Auch bei Spaziergängen trat diese Verschiedenartigkeit ihres Auffassungsvermögens immer deutlicher hervor. Er hatte einige sonnige Nachmittage dazu verwandt, um ihr die unvergleichlichen Parkanlagen der Villa Borghese und der Villa Doria-Pamphili, die stolze Aussicht auf Rom von der am alten Janiculushügel sich hinschlängelnden Passeggiata Margherita zu zeigen. Hier wie bei ihren wiederholten Besuchen des Monte Pincio wurden sie meist von entgegengesetzten Beobachtungen in Beschlag genommen. Sie bewunderte die herrschaftlichen Fuhrwerke der römischen Aristokratie mit den feurigen Rappen und den pompösen, selbstbewußten Kutschern, während ihn gleichzeitig ein Durchblick auf die Peterskuppel, eine besondere Beleuchtung der Sabinergebirge beschäftigte. Er ging am liebsten größeren Menschenansammlungen aus dem Weg, während sie nirgends mit mehr Befriedigung verweilte, als wo buntes Leben sie umflutete. Nur gerade das Treiben des niederen römischen Volkes zu be-

lauschen und ihm in das Gewinkel enger Gassen zu folgen, wozu er sie öfters veranlassen wollte, das lehnte sie mit großer Entschiedenheit ab. Diese Luft! Dieser Schmutz! Was war daran zu sehen, zu studieren? Einfach gesundheitsgefährlich! —

Gleich am zweiten Tage nach ihrer Ankunft war Heinrich am bescheidenen Atelier seines Freundes Osterdingen — weit draußen vor der Porta del popolo — vorgefahren. Dort hatte man ihm jedoch mitgeteilt, daß der Gesuchte zu seiner Erholung nach Capri gereist sei und erst in einer Woche zurückkehre. Mit Ungeduld zählte er nun die Tage bis zur Heimkunft des erprobten Gefährten. Er empfand, daß er eines äußeren Anhaltes, einer Stütze bedürfe, um an die großen Stimmungen seiner römischen Jugendzeit wieder anzuknüpfen. Auch Alice würde ohne Zweifel sich ganz von selbst seinen Anschauungen nähern, wenn sie erst eine andre geistige Luft atmete. Er hatte geglaubt, sie mit einem Schlage ihrer bisherigen Umgebung entführen, sie in ein neues Erdreich, in das seinige, verpflanzen zu können. Er mußte sich täglich mehr überzeugen, daß dies ein Irrtum gewesen war. Sie wurzelte fest in dem Boden, dem sie entsprossen. Die geringfügigsten Neuigkeiten aus der Heimat — von der guten Mama in langen Briefen gewissenhaft rapportiert — beschäftigten sie weit mehr, als das tausendfältig Neue, das hier jeder Tag ihr bot. Sie war in Rom und lebte weiter in Berlin.

Wenn sie abends im Salon des Hotels saßen, mußte sogar Heinrich manchmal mit Gewaltsamkeit sich daran erinnern, wo er sich befand. Die drei bekannten Fami-

lien aus Berlin schienen eigens hierher gereist zu sein, um sich einmal gründlich über heimische Verhältnisse auszusprechen. Was man am Tage gesehen hatte, wurde schnell, gleichsam pflichtmäßig, abgehaspelt; aber breit und behaglich ergoß sich der Strom der Unterhaltung, wenn er in das altgewohnte Bette einlenken durfte. Die Gesellschaften des vorigen Winters, die letzten Skandalgeschichten, die vollzogenen und die noch zu erwartenden Verlobungen, die philharmonischen Konzerte und die Premièren der Theater — welch ein unerschöpflicher Stoff für römische Hotelgespräche! Da war Alice ganz in ihrem Element; sie führte das große Wort; sie entwickelte eine solche Lebhaftigkeit und sprudelnde Laune, daß die drei bekannten Familien in Entzücken gerieten und Heinrich allabendlich zu seiner geistvollen jungen Frau beglückwünschten. Aber was hatte er denn gewollt? Warum war er denn hier? Sollte er wirklich nicht im stande sein, das Wesen, dem er sich auf ewig verkettet hatte, für seine Welt zu erobern? Sollte er in der ihrigen langsam versinken?

Nein, nein, nein! Das durfte so nicht weitergehen. Er mußte kräftig auftreten, bevor es zu spät war, mußte ihr den Herrn und Meister zeigen . . .

Aber was sollte er ihr denn eigentlich sagen? Was hatte er ihr vorzuhalten? Daß sie so war und nicht anders? Hatte sie ihn getäuscht? Liebte sie ihn nicht auf ihre Art noch ebenso heiß wie zuvor? Wiederholten sich nicht auch bei ihm die Anfälle leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die seligen Augenblicke wunschlosen Genießens? Sollte er dieses sichere Glück durch herrische Vorwürfe

verscherzen, deren Erfolg noch dazu sehr zweifelhaft war? That er nicht besser, die Wandlung, die nun einmal keine plötzliche sein konnte, der Zeit zu überlassen? Und noch immer rechnete er auf Rom als auf seinen mächtigsten Bundesgenossen. Sie hatte ja das Größte noch nicht gesehen . . .

Eines Morgens waren sie eben im Begriff, ihre tägliche Expedition anzutreten, als am Eingang des Hotels ein Mensch mit wahrer Blitzesgeschwindigkeit auf Heinrich losstürzte und ihn mit solcher ungestümen Kraft in die Arme preßte, daß ihm fast der Atem verging.

„Alter Junge, du hier?! Warum hast du mir denn das nicht früher geschrieben, du Schafskopf? Ich wäre ja . . . Aber dummes Zeug . . . Laß dich mal anschauen! Na ja, jünger bist du nicht geworden . . . ich auch nicht. Und das ist sie! Natürlich, wer sonst? Ein alter Freund Ihres Mannes . . . freue mich riesig . . .!"

Dabei hatte er den noch ganz verdutzten Heinrich losgelassen und Alicens beide Hände ergriffen, die er mit urwüchsiger Herzlichkeit schüttelte.

Alice sah bald den Unbekannten, bald ihren Gatten ratlos an; denn daß dieser Halbwilde mit dem Banditenschlapphut, dem struppigen Bart und der mehr als nachlässigen Kleidung Heinrichs Jugendfreund Osterdingen sei, von dem er ihr so viel erzählt hatte, darauf war sie noch nicht gekommen.

Die Freude ihres Heinrichs blieb übrigens nicht hinter der seines Angreifers zurück, wenn sie sich auch in weniger elementaren Formen äußerte. Es schoß ihm durch den Kopf: Nun wird alles gut! Und dann sprachen

die nach so langer Trennung wieder vereinigten Freunde aufeinander ein, überstürzten sich in tausend Fragen und mußten endlich von Alice gemahnt werden, daß der Eingang des Hotels nicht ganz der rechte Schauplatz für eine so intime Scene sei. Sie verband damit die höfliche Einladung, Herr Ofterdingen möge ihnen doch die Ehre geben, sich auf das Zimmer zu bemühen.

„Himmlischer Vorschlag!“ erwiderte dieser, indem er zum zweitenmal Heinrich losließ und zum zweitenmal Alicens Hände schüttelte. „Aber unausführbar. Hab' keine Zeit. Sklave, Lasttier, Kettenhund der Arbeit. Schauderhafter Auftrag von einem amerikanischen Protzen — allegorische Brunnennymphe. Keine Ahnung — diese Geldmenschen! Aber ich hab's nötig . . . verdammt nötig . . . Heinrich, bei Todesstrafe verbiete ich dir, in mein Atelier zu kommen! Dagegen heute Abend — was? Du kennst doch noch unser altes Standquartier? Ein paar alte Bekannte und ein paar neue — und ein Tropfen Roter — von den Castelli Romani . . . na, ich sage nichts voraus. Ihr kommt doch? Abgemacht!“

„Wir kommen,“ erwiderte Heinrich mit vergnügtem Kopfnicken. „Und jetzt? Begleitest du uns nicht wenigstens ein Stückchen?“

„Nichts da! Ich an meine Arbeit — ihr an die eurige. Ist 'ne Arbeit, Rom anzusehen, und keine leichte. Aber lohnender als die Brunnennymphe. Die alten Esel konnten was! Also heut Abend in der Via di Crocebianca — halb neun — pünktlich. Guten Morgen!“

Ohne seinen Räuberhut zu lüften, rannte er mit großen Sätzen davon, winkte ihnen von der andern Seite

der Straße noch einmal vertraulich zu und war im nächsten Augenblick um die Ecke verschwunden.

„Das ist dein bester Freund?“ fragte Alice, nachdem sie einige Minuten schweigend nebeneinander hergegangen waren.

Heinrich überhörte den leicht verwunderten Ton dieser Frage. „Ja, mein bester Freund — mein einziger eigentlich. Wie hat er dir gefallen?“

„Ich kann noch nicht urteilen. Sein Aeußeres ...“

„Ein Künstler, mein Herz — ein echter Künstler. Sein Inneres ist vornehm, darauf kannst du dich verlassen. Heute Abend wirst du eine ganz neue Welt kennen lernen — und ich bin überzeugt, fest überzeugt, du wirst dich wohl darin fühlen.“

„Ist das ein Lokal, wo Damen hingehen können?“

Heinrich hatte ein bitteres Wort auf der Zunge. Er unterdrückte es und sagte nur: „Eine Dame kann überall hingehen, wohin ihr Mann sie führt.“

* * *

Nach dem Diner entschuldigte sich Alice bei den drei bekannten Berliner Familien; sie könne ihnen die versprochenen Lieder erst morgen vorsingen, da ihr Mann sie durchaus in eine Osteria mitnehmen wolle. Die drei Familien bedauerten aufrichtig, zumal heute Abend noch eine vierte Familie — ganz frisch aus Berlin — erwartet wurde, und sprachen von Alicens Vorsatz wie von einem außerordentlich kühnen und ungewöhnlichen Unternehmen.

Als gegen halb neun Uhr Heinrich zum Aufbruch drängte, erbat sie sich noch einige Minuten, um die elegante, hellfarbige Toilette, welche sie zur Table d'hote angelegt hatte, mit einem einfachen Reisekostüm zu vertauschen. Heinrich wußte aus täglicher Erfahrung, wie lange diese „einigen Minuten" dauern würden und wollte seinen Freund bei dem ersten Zusammensein nach vieljähriger Trennung nicht warten lassen. Hatte er bisher geduldig dem zwei- bis dreimaligen Kleiderwechsel seiner Gattin alle Tage stand gehalten, so legte er jetzt ein energisches Veto ein. Alice erwiderte, das Kleid, das ihr nach allgemeinem Urteil am besten stände — Heinrich verstehe ja davon nichts — das sei ihr für die Kneipe zu schade. Darauf versetzte er mit ungewohnter Gereiztheit, seine Freunde hätten Anspruch auf mindestens dieselbe kostümliche Hochachtung wie die abgeschmackte Table-d'hote-Gesellschaft. Aus diesem Gegensatz der Anschauungen entwickelte sich — zum erstenmal in ihrer Ehe — ein regelrechter kleiner Zank, der ihnen beiden gründlich die Stimmung verdarb. Alice fügte sich endlich schmollend und widerwillig, mit der Empfindung, eine himmelschreiende Tyrannei zu erdulden, und während der ganzen Fahrt zu der am östlichen Abhang des Kapitols gelegenen Via di Crocebianca sprachen beide kein Wort.

Der Kutscher hielt nach einigem Hin und Her in der engen, schlecht erleuchteten Gasse vor einem Haus, das durch eine trüb flackernde Laterne sich als die gesuchte Osteria verriet.

Der Eingang konnte nicht eben gastlich anmuten; im Vollgefühl des inneren Wertes war auch auf den be-

scheidensten äußeren Schmuck verzichtet worden. Durch eine Glasthür mit zerbrochenen Fensterscheiben und den Resten von aufgemalten Buchstaben, über eine holperige Schwelle traten sie in einen schmalen, halbdunklen Vorraum, aus dem ein fast betäubender Weinsteingeruch ihnen entgegenwehte. Hier stand der nicht gerade reinlich aussehende Schenktisch; hinter demselben waren große Fässer bis fast an die Decke aufgeschichtet, und in dem schmalen Raum dazwischen hantierten zwei Männergestalten, deren Erscheinung jeden Berliner Schutzmann zu sofortigem Einschreiten veranlaßt hätte.

Alice vergaß vor ängstlichem Unbehagen ihren Streitfall und schmiegte sich wie ein verschüchtertes Kind an ihres Gatten Seite. Auch Heinrich dachte nicht mehr an den vorhergegangenen Zwist; er war völlig überwältigt von den Erinnerungen, die beim Betreten dieses altvertrauten Raumes auf ihn einstürmten . . .

Am Schenktisch vorüber gelangten sie in das eigentliche Gastlokal, das — nach deutschen Begriffen — an Unwirtlichkeit dem schmalen Vorzimmer nichts nachgab. Schadhafter Steinfußboden, niedere, rauchgeschwärzte Decke, schmutziggraue, kahle, grobgetünchte Wände, primitiv gezimmerte Tische und Stühle, und nur zwei Gasflammen in der Mitte, während die vier Ecken in fast undurchdringliche Finsternis gehüllt waren. In der einen dieser Ecken unterschied das Auge allmählich zwei echte Campagnolen, bärtige, sonnengebräunte Kerle, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hände gestützt und so unbeweglich, als wären sie entweder ausgestopft oder doch in magnetischen Schlum-

mer versunken. Die übrigen vier oder fünf Tische waren unbesetzt, bis auf den großen, runden Mitteltisch, der infolge seiner begünstigten Lage, dicht unter der spärlichen Lichtquelle, offenbar eine Art von Honoratiorentafel vorstellte. Hier saßen sechs Personen, in so laute und lebhafte Unterhaltung vertieft, daß sie den Eintritt der beiden neuen Gäste ganz überhört hatten. Erst als diese an den Tisch herangekommen waren, wurden sie bemerkt, und nun sprangen alle von ihre Sitzen auf, um die längst Erwarteten zu begrüßen.

Heinrich entdeckte sofort außer Osterdingen noch zwei wohlbekannte Gesichter, den Architekten Palm und den Historiker Burger. Beide hatte er damals in Rom kennen gelernt und war ihnen später in Deutschland wiederholt begegnet. Auch die übrigen waren ihm dem Namen nach nicht fremd. Die beiden Maler Jacobi und Busse schätzte er als tüchtige Landschafter, deren Bilder er auf Berliner Ausstellungen gesehen hatte, und daß Fräulein Julie Sontag eine ebenso talentvolle Blumenmalerin wie geistvolle junge Dame sei, wußte er aus Osterdingens Briefen.

Osterdingen machte daher auch mit der gegenseitigen Vorstellung wenig Umstände. Er behandelte Heinrich wie einen alten Stammgast, der zufällig ein paar Abende ausgeblieben war, und glaubte Alice keine größere Ehre anthun zu können, als indem er sie ohne Förmlichkeiten mit dazu rechnete. So thaten auch die übrigen. Man respektierte jedoch die besondere Eigenschaft der beiden als Hochzeitsreisenden und ließ sie nebeneinander Platz nehmen. Rechts von Heinrich saß Fräulein Sontag, links von Alice

Osterdingen. Der letztere hatte sofort zwei neue Gläser geholt, schwenkte sie vorsichtigerweise zuerst mit Wein, den er achtlos auf den Steinboden ausgoß, und füllte sie dann richtig. Man stieß an und trank, und sechs gespannte Gesichter blickten auf das junge Paar, um die Wirkung dieses ersten Schluckes zu beobachten.

„Wundervoll!" sagte Heinrich mit entzückter Kennermiene. „Die Kneipe hat sich auf der Höhe gehalten." — Alice dagegen führte nur mit Ueberwindung das Glas zum Munde; denn sie wurde den beunruhigenden Zweifel nicht los, ob die Flasche vorher ebenso ausgeschwenkt worden sei wie jetzt die Gläser.

Sie hatte zwar gleich anfangs von einer solchen Osteria sich keine besonders großartige Vorstellung gemacht; aber ihre Befürchtungen waren durch die Wirklichkeit um vieles übertroffen. Die Zänkerei von vorhin that ihr aufrichtig leid; sie fühlte zum erstenmal etwas wie eine Schuld und hätte Heinrich gern um Verzeihung gebeten. Da dies jetzt unmöglich war, so hatte sie wenigstens den besten Willen, ihn nicht merken zu lassen, welch geringen Geschmack sie an seiner vielgerühmten Kneipe fand. Aber es ging über ihre Kraft. Je mehr er auftaute, je mehr er eine mutwillige Ausgelassenheit entfaltete, von der sie ganz überrascht war, desto gezwungener wurde ihr Lächeln, desto einsilbiger ihre Unterhaltung. Alles befremdete sie hier — das abscheuliche Lokal, die beiden unheimlichen, regungslosen Gestalten in der Ecke, die Formlosigkeit des Tones, der Tabakdunst und vor allem die Anwesenheit dieser sonderbaren jungen Dame mit dem glatt gescheitelten Haar und der gesucht ungesuchten Kleidung. Zu wem

gehörte sie? Wer hatte sie mitgebracht? Von wem würde sie später nach Hause geleitet werden? Ein Fräulein, das allein in eine Kneipe ging! Eine Emanzipierte also, oder noch etwas Schlimmeres. Und wie sie sich mit den Herren unterhielt, mit ihnen lachte und trank! Ganz wie mit ihresgleichen. Heinrich schien das durchaus in der Ordnung zu finden. Er trank ihr zu und redete mit ihr, als ob er sie seit Jahren kenne! Ein Glück noch, daß sie eigentlich häßlich war, wie die Nacht; nur wenn sie lachte, wurde sie hübsch oder doch wenigstens interessant. Sie schien das zu wissen; denn sie lachte sehr viel. Eine raffinierte Kokette. —

Und die Männer? Alice hatte Zeit, sie zu beobachten. Eigentlich gefiel ihr kein einziger. In ihrem Elternhause hatten doch auch Künstler genug verkehrt; aber das waren Künstler aus guter Familie. Diese hier saßen wohl hauptsächlich deshalb im Wirtshaus, weil sie im Salon unmöglich waren. Am nettesten fand sie noch Burger, einen sogenannten schönen Mann mit wohlgepflegtem Vollbart und tadelloser Wäsche. Nur hatte er für seine herkulische Gestalt ein lächerlich hohes Organ und schnappte öfters mit der Stimme über. Busse und Jacobi erschienen ihr als zwei richtige Bohemiens, wenn sie auch nicht ganz so verwahrlost aussahen, wie Heinrichs Freund Osterdingen. Busse war ein kleines, zappeliges Kerlchen mit einem kaum nennenswerten Anflug von Schnurrbart; sein ganzer Körper und sein ganzes Gesicht blieben in fortwährender Bewegung, so daß sie ihn nicht lange ansehen konnte, ohne nervös zu werden. Jacobi, offenbar der jüngste in der Gesellschaft, trotzdem aber schon im Besitz einer mächtigen

Glatze, neigte zu Wohlbeleibtheit und Phlegma, sprach langsam und nachdrücklich, als ob er jedes Wort erst auf die Wagschale lege, und trank unanständig viel. Der Architekt Palm endlich, der einzige ältere Herr unter den Anwesenden, ein hoher Fünfziger, trug eine unpassende Jugendlichkeit zur Schau, machte Fräulein Sontag den Hof und lachte unangenehm geräuschvoll. Alice begriff nicht, was Heinrich an allen diesen Menschen fand. Sie mochten ja ihre Verdienste haben; aber keiner von ihnen wußte sich zu benehmen . . .

Ja noch mehr — sie empfand instinktiv, daß auch sie in diesem Kreise keinen rechten Erfolg haben würde. Sie war gewohnt, in jeder Gesellschaft den Mittelpunkt zu bilden, ihr heiteres Unterhaltungstalent gefeiert zu sehen. Hier kam sie nicht zur Geltung. Man behandelte sie zwar sehr zuvorkommend; aber sie glaubte deutlich zu erkennen, daß sie nur als die Frau ihres Mannes betrachtet wurde, daß man ihr keine selbständige Bedeutung einräumte. Niemand beschäftigte sich ausschließlich mit ihr, auch Osterdingen nicht, der doch als ihr Tischnachbar durch die allergewöhnlichste Lebensart dazu verpflichtet gewesen wäre.

Und Heinrich? War es nicht wie ein kränkender Vorwurf für sie, daß er sich hier so ganz in seinem Elemente fühlte, daß er hier etwas zu finden schien, was sie ihm nicht zu bieten vermochte? Sie war ihm nicht alles; sie füllte ihn nicht aus. Und schon nach so wenigen Wochen ließ er sie das merken. Unter dem Vorwand, ihr eine römische Osteria zu zeigen, nahm er seine Junggesellenliebhabereien wieder auf. Jetzt ließ er sich noch von

ihr begleiten; später würde er allein ins Wirtshaus rennen ... Besser, er hätte sie schon diesmal zu Hause gelassen! ...

Heinrich ahnte nicht, was in ihr vorging. Er war auch allzusehr in Beschlag genommen, um sie zu beobachten. Er schwamm in einem Meer von Glückseligkeit. Wieder in Rom, in seinem Rom, in der geistigen Luft, die ihm so wohlbekam, unter künstlerisch angeregten Menschen, die seine Sprache redeten, seine Lebensinteressen teilten! Es war ihm, als sei er heute erst angekommen. Das hatte er ja gesucht, danach hatte er gedürstet. Und mitten im angeregten Gespräch war es ein unendlich wohliges Gefühl für ihn, daß Alice an seiner Seite saß. Ohne sich mit ihr zu beschäftigen, dachte er an sie mit größerer Zärtlichkeit, als die ganzen Tage vorher. Es fiel ihm nicht auf, daß sie fast völlig stumm war; er setzte als selbstverständlich voraus, daß sie andächtig zuhörte. Er sprach für sie, auch wenn er nicht zu ihr sprach. Er verlor auch in seinen lebhaftesten Reden die Wirkung auf sie nicht aus dem Auge. Er führte sich ihr gleichsam in seiner besten Rolle vor; dieses Bewußtsein raubte ihm zwar die Unbefangenheit, aber verlieh ihm dafür eine sieghafte Laune. Der heutige Abend mußte entscheidend sein! Er wollte ihn nach Kräften ausnützen.

Das Gespräch hatte natürlicherweise zunächst an die Vergangenheit angeknüpft. Heinrich erinnerte Ofterdingen an allerlei lustige Streiche, und dieser rächte sich, indem er eine humoristische Schilderung von dem jugendlichen Schwärmer Heinrich Thoma entwarf. „Ich sage euch, Kinder, er war rührend. Waschechter Idealismus; Ro-

mantik bis zur Todesverachtung; ein deutscher Jüngling in des Wortes verwegenster Bedeutung."

„Na, und du?"

„Ich auch. Corpo di Bacco! Wer mir damals gesagt hätte: Brunnennymphen für amerikanische Barbaren — einfach niederschlagen! Julie, Sie sind ein Frauenzimmer — haben den angeborenen weiblichen Sinn fürs Praktische — Realsinn, Thatsachensinn — können das nicht verstehen."

„O doch, doch!" protestierte Julie Sontag, die mit Osterdingen in fortwährender Fehde über Weiblichkeit und Männlichkeit lag. „Ich glaub' sogar, Ihr Freund, der Professor, ist in diesem Punkt noch nicht älter geworden."

„Sie haben recht!" rief Heinrich mit Wärme. „Und der da thut nur so. Im Grunde ist er gerade so unverbesserlich wie ich."

„Leider, leider," seufzte Osterdingen und schenkte sich melancholisch ein neues Glas ein. „Die Dummheit liegt im Blute. Bei euch Gelehrten — meinetwegen. Aber wir? Warum können wir Deutschen nichts? Weil wir die Dinge immer anders sehen, als sie sind. Immer was hinzudichten; immer was hineinlügen. Wir sind zu gute Kerle. Ich schwöre euch, diese Renaissance-Menschen — großartige Rüpel waren das!"

Palm stimmte eifrig zu. Busse sprang auf und schrie: „Die Romantik muß ausgerottet werden!" Jacobi sagte gähnend: „Prost!" Burger strich seinen schönen Vollbart und meinte, man solle der historischen Entwickelung ihren Lauf lassen. Heinrich erkannte, daß sein Stichwort gefallen war.

„Romantik kommt von Rom," sagte er. „Gerade hier sollte man sie gelten lassen. Ich habe den Mut, mich zu ihr zu bekennen; ja, ich will sogar eine Rede auf sie halten."

„Er ist auf der Hochzeitsreise, Kinder," warf Osterdingen wie entschuldigend dazwischen.

„Unterbrich mich nicht! — Hier bei diesem Campagnawein, hier in dieser altehrwürdigen Schenke, hier in dieser heiligen Stadt — hier, wo die Romantik zu Hause ist, hier, wo ich ihr mit meiner Frau die Antrittsvisite mache — hier will ich ihr ein Loblied singen. Ihr wollt sie ausrotten? Ei, versucht es doch! Was ist denn euer ganzer Realismus als die alte Romantik im neuen Gewande? Ihr glaubt es nicht? Nehmt der Welt ihren Märchenduft, und wer wird sich noch eure Bilder ansehen, eure Statuen? Stellt dar, was ihr wollt; es wird nur etwas Rechtes sein, wenn ihr aus der Wirklichkeit ein Märchen macht, aus dem Märchen eine Wirklichkeit! Ihr sucht die Wahrheit; aber wenn ich träume, ist mein Traum denn nicht auch wahr? Wenn ich mich berausche, ist mein Rausch nicht wirklich? Die Romantik ist die große, gottgesandte Malerin, welche die graue Leinwand des Lebens mit himmlischen Farben schmückt. Was brauche ich nach Beweisen zu suchen? Grau in grau sind die Wände dieses denkwürdigen Lokals; aber wir möchten es nicht mit dem buntesten Thronsaal des Großmoguls vertauschen. Auf diese Wände zaubert unsre vom Wein befeuerte Phantasie in mächtigen Freskobildern den Inbegriff alles dessen, was uns der Name Rom bedeutet. Aus diesen finsteren Winkeln schweben die Geister der Kunst und der Welt-

geschichte erhaben und doch vertraulich zu uns heran. Laßt uns diesen Zauber nicht verscheuchen; laßt uns mit der Sehkraft unsrer Begeisterung durch diese niedere Decke hindurch weit emporblicken in den frommen und doch so heiteren Himmel Rafaels. — Alle Wege führen nach Rom; alle Bahnen des Menschengeistes führen zur Romantik zurück. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden; aber in einer seligen Nacht kann es verstanden werden. So hat es sich uns allen einmal offenbart, und seitdem wandeln wir durch das Leben wie Mitglieder eines Geheimbundes. Wenn wir einander begegnen, erkennen wir uns gegenseitig an dem Widerschein des römischen Himmels, der in unsern Augen fortleuchtet. Rom hat uns vereinigt, noch ehe wir uns kannten von Angesicht. Und so hebe ich mein Glas voll dieses Nektars, der schon Horaz in Glut versetzte, und will es trinken auf die Wahrheit, die wir träumen, auf den Traum, der hier zur Wahrheit wird. Das schönste Märchen, das die Menschheit mit ihrem Herzblut gedichtet hat — das ewig lebendige Rom — es lebe!" —

Diese mit flammender Beredsamkeit gesprochenen Worte rissen auch diejenigen mit fort, welche wie Busse und Jacobi mit dem Inhalt nicht ganz einverstanden waren. Der Wein hatte bereits vorher die nötige Wärme erzeugt; der glückliche Trinkspruch brachte nun die Stimmung auf ihre Höhe. Ofterdingen umarmte Heinrich in seiner vierschrötigen Manier; Julie drückte ihm warm die Hand; auch Alice konnte ein Gefühl stolzer Genugthuung nicht verheimlichen. Es gab ein allgemeines Gläserklingen, von dem selbst die beiden Campagnolen in der Ecke wach-

geklirrt zu werden schienen; wenigstens gaben sie Lebenszeichen von sich. Osterdingen ging plötzlich mit der Flasche zu ihnen hinüber, füllte ihnen ihre leeren Gläser und sagte, sie sollten auf die Gesundheit von Rom eins mittrinken. Diese Liebenswürdigkeit machte die zwei Banditen vollends munter; mit dem Anstand geborener Kavaliere nahmen sie das Geschenk entgegen und schlürften gedankenvoll.

Als er zum Stammtisch zurückkehrte, wo sich mittlerweile ein geräuschvoller Disput über Romantik, Realismus, Impressionismus und andre „ismen" entsponnen hatte, wandte sich Alice zu ihm hin und fragte ihn, was er zur Verheiratung seines Freundes gesagt habe.

„Hab' mich riesig gefreut — selbstverständlich!" erwiderte er mit herzlichem Ton. „Bin ein fanatischer Anhänger der Ehe. Einzige menschenwürdige Existenz!"

„Warum machen Sie's ihm nicht nach?"

Er fuhr zusammen, als ob er einen körperlichen Schmerz empfinde. Doch sogleich hatte er sich wieder gefaßt und antwortete in seiner gewöhnlichen Art: „Ich hab' einer Frau nichts zu bieten. Marmor statt Brot — schwer verdaulich. Aber Sie trinken ja gar nicht . . ."

Das konnte nicht mißverstanden werden. Er wies ein weiteres Eingehen auf dieses Thema zurück. Alice glaubte nun ihrer Sache sicher zu sein. Er stand offenbar in nahen Beziehungen zu Fräulein Sontag. Die beiden hatten ja einander öfters in einer Weise angesehen . . . O, ein weibliches Auge täuscht man nicht! Und gerade daß sie fast gar nicht miteinander redeten

bestärkte sie. Diese zwei hatten wohl bessere Gelegenheit, sich auszusprechen . . .

Es reizte sie unwiderstehlich, darüber volle Klarheit zu gewinnen. Von neuem wandte sie sich an Osterdingen und bat ihn flüsternd, ohne weitere Einleitung, ihr etwas von Fräulein Sontag zu erzählen.

Sie behielt ihn dabei scharf im Auge. Er zuckte mit keiner Wimper. „Was wünschen Sie von ihr zu wissen?"

„Wie kommt es, daß sie hier allein ist?"

Der Bildhauer sah sie verwundert an. „Allein? Wir sind doch auch hier."

„Ich meine — ohne Familie, ohne Schutz."

„Ihre Familie ist in Deutschland."

„Und sie . . .?"

„Gehört zu den Menschen, die sich selbst beschützen."

„Aber ich bitte Sie, ein junges Mädchen . . . Warum ist sie denn überhaupt allein nach Rom gekommen?"

„Um was zu lernen; um sich auf eigene Füße zu stellen."

„Finden Sie das weiblich?"

Osterdingen starrte ihr gerade in die Augen, so daß sie unwillkürlich den Blick niederschlagen mußte. „Warum soll's denn nicht weiblich sein, wenn ein Mädchen sich selbst ernähren will, statt andern zur Last zu fallen?"

„Hm! In unsern Kreisen findet man es nun einmal unpassend, daß eine junge Dame abends allein ausgeht."

„In Ihren Kreisen? Ach, Sie haben wohl sehr viel Geld?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Da findet man's hauptsächlich unpassend, wenn jemand keins hat."

„Erlauben Sie, verehrter Herr . . ." Alice konnte die ärgerliche Erwiderung, die sie auf der Zunge hatte, nicht anbringen. Jacobi, trotz seines Phlegmas ein eifriger Musikfreund, hatte von der Wand eine alte Guitarre geholt und präludierte unter allgemeinem Beifall. Darauf begann er, sich selbst begleitend, mit kräftigem Baß ein beliebtes neapolitanisches Volkslied. Alle, mit Ausnahme von Alice, stimmten munter in den Refrain ein, von der zweiten Strophe an auch die Campagnolen und bei der dritten sogar der Wirt und sein Gehilfe.

Heinrich schwelgte; er schlang den Arm um Alice: „Entzückend! Nicht wahr, entzückend?" — Sie dachte daran, daß sie heute Abend im Salon hatte singen sollen, und daß ihr Mann von ihrem kunstgeschulten Gesange nie so begeistert gewesen, wie von diesem ungeschlachten Brüllen. —

Die Gesichter glühten. Neue Flaschen wurden bestellt. Der Wirt, sein Gehilfe und die Bauern rückten heran und hörten vom Nebentisch aus mit heiteren Mienen zu, obwohl sie von der deutschen Unterhaltung keine Silbe verstanden. Heinrich, in übermütigste Laune versetzt, stieß mit ihnen an: „Alla salute di vostra bella patria!" Das vervollständigte die allgemeine Verbrüderung. Der Wirt ergriff selbst die Guitarre und gab mit einem etwas vertrockneten Tenor ein römisches Lied zum besten. Der Erfolg, den er damit erzielte, war so durchschlagend, daß er gerührt und feierlich eine staubbedeckte,

versiegelte Flasche heranschleppte und fragte, ob er den hochzuverehrenden Herrschaften ein Glas von seinem Aeltesten kredenzen dürfe.

Die ganze Zeit über hatte es Ostern dingen bedrückt, daß er mit der Frau seines alten Freundes um ein Haar in Streit geraten war. Er hatte Heinrich von Herzen lieb und besorgte, das alte trauliche Verhältnis könne durch seine Schuld eine Trübung erfahren. Er wollte seine Grobheit auf eine überzeugende Weise wieder gut machen. Deshalb ergriff er — nicht ohne einige Ueberwindung — die Gelegenheit, ehe noch jemand den auserwählten Tropfen gekostet hatte, und zu allgemeinem Erstaunen begann er:

„Freunde! Ihr alle wißt, ich bin kein Redner. Ich selber weiß es sogar auch. Also sämtliche Schuld auf dessen Haupt, der mich gereizt hat. Mein alter Freund Heinrich Thoma — wer hätte ihm solche Hinterlist zugetraut? — er hat uns eingefleischte Realisten gezwungen, die Romantik leben zu lassen. Hm . . . jawohl — niederträchtig! Aber das war ihm nicht genug. Er selbst hat ein romantisches Attentat auf uns verübt. Denn warum? Als unbeweibter Jüngling hat er uns vor zehn Jahren den Rücken gekehrt; als verheirateter Ehemann — pst, macht mich nicht irre! Verheirateter Ehemann ist ganz richtig — ist er mit seinem jungen Frauchen wiedergekommen. Er hat damit unsern Junggesellenbund gesprengt — schweigen Sie still, Julie; Sie sind auch ein Junggeselle! — ja, was sagte ich eben? . . . unsern Junggesellenbund gesprengt, und von der schwindligen Höhe seines Glückes sieht der Verräter mitleidig auf uns herab.

Nun aber im Ernste! Alle Wege führen nach Rom; alle Hochzeitsreisen auch. Aber nicht jeder bringt seine Frau in solchem Geiste hierher, wie unser lieber und verehrter Freund. Wer das fertig kriegt, wer seine Liebste in seine eigene Kirche, an seinen eigenen Altar führen kann — na, der ist eben ein vermaledeiter Glückspilz. Und in diesem Sinne — oder auch nicht in diesem Sinne; denn das ist eine höchst abgeschmackte Redensart — wollen wir den ganz besonderen Saft des liebenswürdigsten aller Wirte — ich darf ihn loben; denn er versteht's ja doch nicht — wollen wir diesen Göttertrank ausleeren auf das Wohl des Professors und seiner Professorin!"

Alle hatten sich erhoben, auch die Italiener, welche zum mindesten begriffen, daß hier jemand gefeiert werden sollte. „Hoch! Evviva!" klang es durcheinander. Der Wirt spielte auf seiner Guitarre eine Art von Tusch. Man umdrängte das junge Paar in bacchantischer Stimmung. Ofterdingen, von der ungewohnten Anstrengung am ganzen Leibe zitternd, wollte über Alice hinweg mit Heinrich anstoßen. Dabei geriet er durch seinen hinter ihm stehenden Stuhl ins Stolpern, und während er, um nicht zu Falle zu kommen, mit der Linken nach der Stuhllehne griff, ergoß sich der ganze Inhalt des in seiner Rechten befindlichen vollen Glases über Alicens helles Kleid . . .

„Um Gottes willen! Geben Sie acht! Mein Kleid!" schrie Alice entsetzt. Aber es war schon zu spät. Ein breiter Rotweinstrom rann von ihrer Taille bis zu ihren Füßen hinunter. Vor Schrecken gelähmt sank sie zurück. Julie stürzte mit einem groben Scheuertuch herbei, dem

einzigen, das zu haben war, und trocknete und rieb aus Leibeskräften. Busse kam mit einem Salzfaß angerannt und meinte, man müsse den Flecken sofort mit Salz bestreuen. Alice lehnte diesen Vorschlag schaudernd ab. Palm nannte die Adresse einer ausgezeichneten chemischen Reinigungsanstalt in Mailand. Burger fragte, ob er der gnädigen Frau nicht auf den Schrecken einen Schnaps bringen dürfe. Jacobi war der einzige, der das Ereignis mit fatalistischer Ruhe hinnahm. Die Campagnolen bedauerten das schöne Kleid, das in ihren Augen einen unermeßlichen Wert repräsentierte; der Wirt und sein Gehilfe beklagten die kostbare, in den Boden versickernde Flüssigkeit. Währenddessen stand der unschuldige Urheber dieser Schreckensscene ratlos da, wie ein Schuljunge, der etwas verbrochen hat und nun seine Prügel erwartet. Heinrich aber fand die ganze Gruppe so erschütternd komisch, daß er in ein lautes, nicht endenwollendes Lachen ausbrach.

„Kinder," rief er, als er wieder zu Atem gekommen war, „mir thut nur leid, daß ich keinen Momentphotographen mitgebracht habe. Ich hätte das Bild an einen Historienmaler verhandeln können als Modell zu einer Sintflut oder einem Weltuntergang oder einer Scene aus dem Tartarus. — Alice, ich bitte dich, tröste diesen Unglücksmenschen; ich fürchte, er stürzt sich sonst noch heute Nacht in den Tiber."

„Nein, das doch nicht!" protestierte Osterdingen, der inzwischen seinen Humor wiedergefunden hatte. „Du weißt, vom Wasser bin ich kein Freund, und speziell im Tiber — da sind mir zu viel Heiden ersoffen."

Alice wehrte Juliens weitere Bemühungen mit sanftem Nachdruck ab und versuchte zu lächeln. Heinrich streichelte ihr besorgt die Wangen. „Bist erschrocken, mein Herzchen? Aber jetzt ist die Sache erledigt, nicht wahr? Was liegt an dem Kleid? Wir lassen ein neues machen; wenn du willst, genau dasselbe noch einmal. Und das hier heben wir zur ewigen Erinnerung auf — in einem wundervollen Glaskasten."

Sie gab ihm nur mit einem fast unmerklichen Kopfnicken Antwort. Er drang darauf, daß alle ihre Sitze wieder einnahmen, und versuchte mit dem ganzen Aufgebot seiner Munterkeit die abgerissene Feststimmung frisch anzuknüpfen. Es wollte ihm nicht recht gelingen, obwohl ein lautes Gespräch bald wieder im Gange war. Die Campagnolen hatten sich an ihren Platz im Winkel zurückgezogen und versanken in ihre alte Lethargie. Der Wirt und sein Gehilfe waren hinterm Schenktisch verschwunden. Jacobi konnte nur durch periodisch wiederkehrende Seitenstöße seines Nachbars Busse am Einschlafen verhindert werden. Alice hatte über das befleckte Kleid ihren Abendmantel gedeckt und beteiligte sich mit nervöser Absichtlichkeit an der Unterhaltung lebhafter als zuvor; nur mit Osterdingen wechselte sie kein Wort mehr. Dieser mahnte endlich selbst zum Aufbruch. Er müsse morgen wieder früh an der Arbeit sein, und es gehe auf Mitternacht.

Niemand widersprach. Nur Heinrich sagte: „Also ein solcher Philister bist du geworden!"

„Man wird alt. Uebrigens auch für deine Frau ..."

„O, die ist von Berlin her an langes Aufbleiben gewöhnt. Nicht wahr, Alice?"

„Ja," erwiderte sie tonlos.

Man zahlte die Zeche und die ganze Gesellschaft verließ gleichzeitig das Lokal.

* * *

Als sie in die laue Herbstnacht hinaustraten, entrang sich ein unwillkürliches „Ah!" ihren Lippen. Der Mond, dem zur vollen Rundung nur noch das äußerste linke Streifchen fehlte, war beinahe zum Zenith emporgeklommen und überflutete die enge Gasse mit seinem scharfen, weißen Licht. Gewissenhafter als die hellste nordische Mittagsonne meißelte er die Konturen der Dächer, die Vorsprünge und Simse der Fassaden, ja sogar die Formen der Menschengesichter heraus. Die paar Laternen gaben von vornherein jeden Wettkampf mit diesem übermächtigen Lichtstrom verloren und flackerten um so erbärmlicher im Gefühl ihrer irdischen Unzulänglichkeit. Julie aber meinte scherzend, der alte Intimus der Romantiker sei heute nur deshalb in solcher Pracht erschienen, um sich bei dem Lobredner seiner Gilde zu bedanken.

Heinrich erwiderte nichts; jedoch seine Augen leuchteten, und die Blicke, die er zu dem freundlichen Gestirn emporsandte, schienen zu sagen, daß hier noch ganz andre, zartere, persönlichere Beziehungen obwalteten. Er legte den Arm traulich um Alicens Schulter und deutete mit schweigendem Lächeln nach oben.

Ofterdingen verstand ihn. „Was gilt die Wette," sagte er, „daß du jetzt deine Frau ins Kolosseum führen willst?"

„Erraten. Sie soll es genau so kennen lernen, wie ich es kennen lernte — damals."

„Ein raffinierter Feinschmecker, dieser Professor," rief Burger.

Heinrich fragte aus Höflichkeit, ob niemand sie begleiten wolle.

„Aber Mensch, wo hast du denn derlei Ceremonien gelernt?! Sag doch lieber: Ich wünsch' euch jetzt zu allen Teufeln!"

Trotzdem Heinrich protestierte, erklärten auch die übrigen, sie seien keine solche Banausen, um einem jungen Paar den Eindruck des feierlichen Schauspiels durch ihre Anwesenheit zu verkümmern.

Man war am Ende der Gasse angelangt, dort, wo sie in die Via Tor' de' Conti einmündet. Ofterdingen streckte Alice herzlich die Hand hin, die sie annahm, ohne ihren Druck zu erwidern. Dann trat Heinrich einen Schritt näher auf ihn zu und sprach leise: „Weißt du noch, was ich an jenem Abend zu dir sagte?"

„Ob ich es weiß . . . du Glücklicher!"

Man verabredete, bald wieder zusammenzutreffen, und trennte sich. Während die übrigen in die breite Via Cavour einbogen, schritt Heinrich mit Alice, die sich an seinen Arm gehängt hatte, der wohlbekannten Kolosseumstraße zu. —

In dieser auch am Tage nicht übermäßig belebten Stadtgegend, an der Scheide zwischen dem modernen und antiken Rom, war es jetzt so still und menschenleer, daß sie das Echo ihrer Tritte deutlich vernehmen konnten. Es klang, als hätten sie eine unsichtbare Begleitung, die bald

näher, bald ferner ihnen folgte. Der Mond schwebte wie ein himmlischer Führer voran und schien silberne Brücken zu schlagen, auf denen frei emporzuwandeln er die bevorzugten Sterblichen einlud.

Auch jetzt tauschten die beiden kein Wort miteinander. Heinrich wußte, daß es einen Stimmungszauber gibt, dem die menschliche Sprache nicht gewachsen ist, den sie mit ihren plumpen Allgemeinheiten nur zerstören kann. Er glaubte auch Alice von diesem Stimmungszauber ergriffen. Wie konnte es anders sein? Nun sollte sie ja zum erstenmal sehen, was er so oft während des Brautstandes ihr mit den glühenden Farben der Sehnsucht und Begeisterung geschildert hatte. Und wie glücklich traf es sich, daß der Abend in der Osteria vorausgegangen war! Dort hatte sie die geistige Luft atmen können, die zur Aufnahme großer und reiner Eindrücke befähigt; dort war sie ihrem gewohnten Anschauungskreis weit entrückt worden, und nichts stand mehr zwischen ihnen; nichts konnte ihre Seelen verhindern, in einen starken, nachhaltigen Akkord zusammenzuströmen. . . .

Noch ein paar Schritte . . . da lag es vor ihnen, das Riesendenkmal eines riesenhaften Zeitalters, breit, hoch und trotzig ihnen entgegenragend wie eine nicht von Menschenhänden, sondern von der Natur selbst emporgetürmte Scheidewand zweier Welten. Der ihnen zugekehrte Teil des ungeheuren Rundbaues lag in tiefem Schatten, und je mehr die architektonischen Einzelheiten sich in der Finsternis verbargen, desto wuchtiger und massiger fielen die Größenverhältnisse des Ganzen ins Auge. Nur durch die oberen Reihen der Fensterwölbungen

sah man in den hellen, silberverklärten Nachthimmel hinein, und dieser Gegensatz von starrem Dunkel und lauterem Licht täuschte so völlig über die Ruinenhaftigkeit des Baues fort, daß die sinnfällige Wirkung nicht erst die Erinnerung an zwei Jahrtausende zu Hilfe rufen mußte, um die Phantasie zu betäuben.

Vor den Resten des umfangreichen Mauersockels, der einst die goldene Statue des Nero getragen, standen sie eine Weile regungslos da. Aus weiter Ferne schlug es von verschiedenen Turmuhren Mitternacht; leises Hundegebell tönte als Antwort darauf von den angesiedelten Teilen des Esquilinabhanges herüber. Das waren die einzigen Laute, die für kurze Zeit das fast gespenstische Schweigen unterbrachen.

„Komm!" flüsterte Heinrich kaum hörbar. Sie folgte ihm willenlos, fester als bisher auf seinen Arm gestützt. Er fühlte, wie ein Zittern ihren ganzen Körper überlief. Und jetzt . . .

Sie überschritten den öden Platz und traten durch einen der mächtigen Haupteingänge in das Innere. Vom hellsten Mondglanz übergossen, dehnte sich das unermeßlich weite Rund vor ihnen aus, mehr einem erstarrten Krater dieses selben Mondes gleichend, als einem Menschenwerk der Erde. Je näher sie zur Mitte der Arena gelangten, desto weiter schienen die umgrenzenden Mauern nach allen Seiten zurückzuweichen — in Entfernungen, die das Auge nicht mehr abzuschätzen vermochte. Die halb oder ganz zerstörten Sitzreihen mit den unzähligen Eingängen, Treppen und Verbindungswegen bis hinauf zu den äußersten Mauerzacken — dies alles wirkte wie

groteske Felsbildungen eines Rundgebirges, wie eine uneinnehmbare Burg der Cyklopen. In geisterhaftem Halbdunkel thaten sich Schluchten und Abgründe von ungewisser Tiefe vor ihren Füßen auf — dort, wo einst die unterirdischen Käfige der wilden Tiere dicht neben den Gelassen ihrer unglücklichen Opfer sich befunden hatten. Keine vollständigere Einsamkeit war denkbar; im Anblick dieser umringenden, abschließenden Steinwände mußte der Einbildungskraft das Gedächtnis an die lebendige Stadt, ja sogar an die bewohnte Erde entschwinden. Zwei Menschen standen weltabgeschieden, als wären sie das einzig Geschaffene, das einzig Erkennende, der kahlen, toten Ewigkeit gegenüber.

In diesem Augenblick hatte Heinrich in der That den Glauben, daß es außer ihm nur noch ein lebendes Wesen auf der Welt gebe — sie, deren Atem er hörte, deren Arm er weich in dem seinigen ruhen fühlte. Alle Qualen der Einsamkeit, die er vordem gelitten, alle heiße Sehnsucht nach einem verstehenden, mitempfindenden, mitgenießenden Herzen, die ihn gerade an dieser Stelle zuerst so machtvoll ergriffen — sie flammten wie Feuermale der Erinnerung in ihm empor. Ja, für ihn, für ihn gab es nur noch eine einzige Seele unter allem, was da lebt jetzt oder nie mußte diese Seele mit der seinigen verschmelzen.

Und als er nun voll inbrünstiger Hoffnung in ihr mondbeschienenes Antlitz blickte, da bemerkte er, wie große, helle Thränen aus ihren Augen hervorbrachen und gleich silbernen Tautropfen über ihre Wangen niederrannen. Er wäre am liebsten auf die Kniee gesunken

vor Glück. Kein Zweifel mehr: nicht umsonst hatte er gehofft und geharrt. Sie war überwältigt; alles Kleinliche in ihr war durch das Erhabene besiegt und vernichtet; diese große Stunde schenkte ihm die Seele seines Weibes; an dieser Stätte feierte er die wahre, die geistige Vermählung. Auch seine Augen wurden feucht. Er zog sie an seine Brust wie ein schüchterner Bräutigam und sprach mit bebender Stimme ihren Namen. . . .

Da begann sie plötzlich laut zu schluchzen.

War das nur ein Ausbruch der Erschütterung? — Sie weinte immer heftiger. Er begann besorgt zu werden.

„Alice, was ist dir?"

Mit thränenerstickter Stimme erwiderte sie: „Was mir ist? . . . Kannst du noch fragen? . . ."

„Aber so rede doch nur: Was hast du? . . . Fehlt dir etwas?"

Sie versuchte sich zu sammeln und trocknete hastig ihre Augen. „Ach, du hast ja doch kein Verständnis dafür."

„Ich — kein Verständnis — für dich!"

„Hab' ich es dir nicht gleich gesagt?" brachte sie ruckweise, stammelnd, nach Atem ringend, hervor. „Aber du wolltest ja durchaus nicht hören. Ich mußte es anbehalten . . . und nun ist es ruiniert — mein bestes Kleid, das einzig anständige, das ich mit mir habe. Noch nicht dreimal hab' ich's angehabt! Wenn Mama erfährt . . ."

Neu hervorbrechendes Schluchzen hinderte sie, den Satz zu beenden.

Hätte der Himmel sich gespalten und einen feurigen

Regen herniedergesandt; hätte die Erde sich geöffnet und den ganzen gewaltigen Bau in sich hinabgeschlungen, solche Ereignisse wären in ihrer Wirkung auf Heinrich nicht elementarer gewesen, als diese wenigen Worte seiner Frau. Wie von einem wuchtigen Stoß getroffen, war er ein paar Schritte zurückgeprallt und tastete nun mechanisch mit den Händen nach irgend einem Stützpunkt; denn er fürchtete umzusinken. Alles verschwamm vor seinen Blicken; er verlor für einige Sekunden das Bewußtsein der Situation so gänzlich, daß er sich erst gewaltsam zusammenraffen mußte, um zu begreifen, wo er sich befand, und was ihm geschehen war.

Das also war der große Moment, den er seit so vielen, vielen Jahren herbeigesehnt, in dem sich all seine Vorstellungen von Glück und Daseinsrausch vereinigt hatten! Das also war die festliche Stunde, auf die er gebaut hatte in allen kleinen Enttäuschungen der letzten Monate, in allen peinvollen Zweifeln der letzten Tage! Das also — das! — Die Thränen, die er einer überwältigten Empfindung für das Große zugeschrieben, sie galten einem Rotweinfleck; die stumme Feierlichkeit, die er auch bei ihr vorausgesetzt, die er nicht durch einen Laut hatte stören wollen, sie war nichts andres gewesen als der verhaltene Schmerz über ein verdorbenes Kleid! Während er mit Zuversicht auf eine gemeinschaftliche Hingabe an das Ewige gerechnet hatte, war sie haften geblieben an dem Vergänglichsten, an dem Armseligsten . . .! Das Kolosseum und der Weinfleck! Diese absurde Gegenüberstellung konnte er nie mehr aus seinem Gedächtnis verlöschen — das fühlte er — nie mehr, und wenn er

hundert Jahre alt würde. Noch vor einer Minute hatte er geglaubt, er sei mit ihr zusammen allein auf der Welt. Jetzt aber durchzuckte ihn eine furchtbare, unabwendliche Gewißheit: er war allein — ganz allein! — —

Alice hatte inzwischen abermals ihre Thränen getrocknet, ihr feuchtes Taschentuch aufgeregt zwischen den Händen zusammengeballt, und in einem Ton, der unverkennbar ihre Entschlossenheit verriet, sich einmal gründlich Luft zu machen, begann sie: „Ist dir das wirklich so überraschend, daß ich heute nicht mehr in der rechten Stimmung bin, um mir etwas anzusehen? Ich kann mich nicht verstellen und will's auch nicht. Warum sollen deine Empfindungen berechtigter sein als meine? Du thust natürlich, als wäre so etwas nicht der Rede wert, eine Lächerlichkeit, eine Bagatelle, daß ich jetzt nichts Ordentliches anzuziehen habe. Frage in der ganzen Welt herum, ob es irgend eine Dame gibt, die so etwas kalt läßt! Du willst, daß wir noch wochenlang hier bleiben; hier in Rom bekomme ich nichts Vernünftiges, das hab' ich schon gesehen, und bis ich mir was von Berlin schicken lasse — über die Zollgrenze — das dauert eine Ewigkeit. Ich weiß einfach nicht, was ich anfangen soll. Mama wäre außer sich; sie hat den Stoff selbst mit mir ausgesucht, und alle waren entzückt davon. . . . Und schließlich — daß man standesgemäß angezogen geht, das ist doch gerade so wichtig wie das graue Altertum und die Romantik. Ich bin lebendig; ich bin deine Frau; du hast mir geschworen, daß du mich liebst, und daß du mich glücklich machen willst . . . und seit wir in Rom sind — ja, ich will es dir jetzt nur sagen; ich habe mich nicht

umsonst davor gefürchtet — seit wir in Rom sind, habe ich Tag für Tag gesehen, daß du mit mir unzufrieden bist, daß ich dir nichts recht machen kann, daß dir Rom wichtiger, viel wichtiger ist als ich. Und dabei soll ich noch Sinn haben für diese abscheuliche Stadt, die uns immer mehr voneinander trennt, die dich mir gegenüber so verwandelt hat, die mir deine Liebe gestohlen hat — ja, deine Liebe gestohlen — wenige Wochen nach unsrer Hochzeit! Ich hasse sie! Unausstehlich ist sie mir!"

Sie hatte sich so in Eifer geredet, daß trotz dem bleichen Mondlicht das heiße Rot ihrer Wangen sichtbar hervortrat. Heinrich stand vor ihr, ohne sich zu rühren. Alles, was sie sagte, war richtig — wenigstens für sie richtig. Er hatte nichts darauf zu erwidern. Und so fragte er nur mit trauriger Gelassenheit: „Was also willst du, daß geschehen soll?"

„Fort will ich von hier — nach Hause will ich — wo du wieder mir gehörst, mir allein."

„Und deiner ganzen Familie," wollte er erwidern. Aber er unterdrückte das Wort, das er schon auf der Zunge hatte. „Was würde es auch helfen?" dachte er; „hier ist nichts mehr zu retten."

Leidenschaftlich schlang sie die Arme um seinen Hals und wiederholte dringender: „Heinrich, wenn du mich nur noch ein wenig lieb hast, dann laß uns fort von Rom . . .!"

Fort von Rom. Fort von dem Besten, was er besaß. Und vielleicht auf immer! Doch sie hatte recht. Er fühlte, daß er nach dieser Stunde zu dem gleichen Entschluß gekommen wäre, auch wenn sie ihn nicht darum gebeten hätte. Von einem längeren Aufenthalt war nichts mehr für ihn

zu erwarten. Er konnte nur noch mehr verlieren, als er schon für alle Zeit unwiederbringlich verloren hatte. Also fort — fort von Rom.

„Wir reisen morgen Nachmittag," gab er ihr nach kurzem Schweigen zur Antwort.

„Ach, wie ich dir dankbar bin! Gleich morgen früh telegraphier' ich an Mama. Wie wird das gute Muttchen sich freuen!"

„Ja freilich," erwiderte er gedankenlos. Dann bot er ihr den Arm: „Und nun komm, es ist spät."

Ohne sich noch einmal umzuschauen, verließ er an ihrer Seite das Kolosseum.

* * *

Am andern Morgen hatte Osterdingen in seinem schmucklosen Studio gerade eben die einhüllenden feuchten Tücher von dem Thonmodell seiner Brunnennymphe vorsichtig weggenommen und sich bald seufzend, bald pfeifend an die Arbeit begeben, als an die Thüre geklopft wurde. Da er gewohnt war, wenn er arbeitete, sich einzuschließen, so legte er ein wenig ärgerlich über die unerwartete Störung sein Modellierholz fort, ging zur Thüre, öffnete und entdeckte zu seiner größten Ueberraschung, daß sein Freund Heinrich auf der Schwelle stand.

„Du hier?! Das ist Verräterei, Ueberrumpelung, Gewaltthat. Hab' ich mir nicht ausdrücklich verbeten . . .? Halt! Nur über meine Leiche geht der Weg. Keinen Schritt weiter, bevor ich meine Mißgeburt wieder eingewickelt habe."

Er schlug ihm die Thür vor der Nase zu, hüllte in

aller Eile die unvollendete Figur wieder in die eben beseitigten Tücher und öffnete dann von neuem: „So — jetzt magst du meinetwegen hereinkommen. Was willst du denn hier in aller Herrgottsfrühe, du verdrehter Deutscher? Hm? Ich versichere dir, es ist nichts hier zu sehen. Oder richtiger: es ist nichts aus mir geworden — gar nichts. So, nun weißt du's. Und nun kannst du auch Platz nehmen, wenn du einen findest. Willst du eine miserable Cigarre? Lieber nicht."

Heinrich ließ mit melancholischem Lächeln diesen Wortschwall über sich ergehen und benutzte die Gelegenheit, sich umzublicken. In der That, es war hier nichts zu sehen als einige ihm schon aus früherer Zeit bekannte Werke seines Freundes — in verstaubten Gipsmodellen. Im übrigen ein völlig kahler Raum, nur mit dem nötigsten Gerät des Handwerks ausgestattet, dem Fenster gegenüber ein verschossener Kattunvorhang, der wohl einen Alkoven bedeckte, und die einzige Sitzgelegenheit außer einem dreibeinigen Schemel, auf welchem der Bildhauer selbst sich egoistisch niedergelassen hatte, eine große Kiste. Auf dieser richtete der Besucher sich ein, so gut es gehen mochte, und sagte dann mit einem eigentümlich müden Ausdruck: „Ich hätte dein Verbot nicht übertreten. Aber ich wollte doch nicht abreisen, ohne dir lebewohl zu sagen."

Osterdingen sprang auf, eilte zu ihm hin und faßte ihn bei den Schultern: „Lebewohl? Abreisen — du — ihr? Was ist denn das für 'ne heillose Kateridee? Warum denn? Weshalb denn? Kaum angekommen — kaum daß man den dummen alten Kerl mal wieder hat, sich aussprechen möchte, sich . . . ach, nun ja! Aber was ist

denn über Nacht passiert? Gestern sagtest du, ihr bliebt noch mindestens einen Monat, und heute . . ."

Heinrich beschrieb mit seinem Regenschirm allerlei Schnörkel auf dem Fußboden, um dem Freund nicht in die Augen sehen zu müssen, während er log.

„Ein Telegramm; eine Nachricht von zu Hause, die meine Frau zurückruft . . ."

„O jerum! Doch nichts Schlimmes?"

„Ich hoffe, nicht."

Ofterdingen rannte mit großen Schritten auf und ab, wie ein wildes Tier im Käfig.

„Höllische Verschwörung gegen mich! Komplott aller Satanasse! — Wir zwei . . . wenn man das Beste miteinander erlebt hat, Jahre, wo man noch hoffen durfte, noch was von sich halten . . . und dann ist man mal wieder beisammen und glaubt, es fängt vielleicht wieder an, wo's damals aufgehört hat. . . . Aber Unsinn! Nichts im Leben fängt wieder an. Was vorbei ist, das ist vorbei — aus — zu Ende; Asche darüber, Grabdenkmal drauf!"

„Was willst du damit sagen? Du zweifelst doch nicht etwa . . ."

Jener hielt in seiner aufgeregten Wanderung inne und trat dicht an Heinrich heran.

„Bei Lichte besehen — es ist ganz gut, ganz gut, daß du weggehst. So scheiden wir wenigstens noch mit 'ner schönen Illusion: wie schön wär's geworden, wenn . . .! Das ist gar nicht zu verachten."

„Nur eine Illusion, glaubst du? Nichts weiter?"

„Alter Junge, warum sollen wir uns was vormachen?

Deine Frau — nun ja, ich gefalle ihr nicht. Weiß Gott, ich mache ihr keinen Vorwurf draus. Vielleicht ganz guter Geschmack von ihr. Thatsache jedenfalls: sie kann mich nicht leiden, und . . ."

Mühsam brachte Heinrich hervor: „Wenn ihr euch erst näher kennen würdet . . ."

„Würde nichts draus werden, mein Alter; verlaß dich drauf. Ich bin abergläubisch. Die Geschichte mit dem Weinfleck — das ist so eine Art von Klecks . . . so ein richtiger, gemeiner, symbolischer Klecks."

„Aber Mensch," schrie Heinrich entsetzt, „du wirst doch nicht so wahnsinnig sein, zu glauben, daß unsre alte, treue, erprobte Freundschaft . . ."

„I bewahre! Du bleibst mir weiter gut und ich dir; selbstverständlich. Aber du hast jetzt eine Frau; ihr liebt euch; ihr gehört einander; du bist mit ihr hergekommen, du gehst mit ihr wieder fort . . . und im übrigen . . . helfen kannst du mir ja doch nicht."

Heinrich fuhr von seinem Sitz empor und umklammerte mit beiden Händen die Rechte des Freundes.

„Ich kann dir nicht helfen? Ich will dir aber helfen, hörst du, ich will. Du leidest; du bist verzagt, niedergeschlagen, verbittert . . . Ist es nur deine thörichte Geringschätzung der eigenen Kraft? Nur die Verstimmung, weil dein Name noch nicht durchgedrungen ist? Oder was ist es sonst? Hast du denn kein Vertrauen mehr zu mir? Weißt du nicht, daß ich mit tausend Freuden alles thun würde . . .?"

Mit keuchendem Atem sank Osterdingen auf den Schemel vor seiner Arbeit nieder und schlug sich mit ge-

ballten Fäusten gegen die Stirn. „Ich bin bankerott — ganz und gar bankerott."

Heinrich fuhr ihm mit sanfter Hand über das buschige Haupthaar, wie einem kranken Kinde. „Du versündigst dich. Hast du nicht Jugend, Gesundheit, Talent? Mit diesem Kapital in der Tasche ist man nicht bankerott. Arbeite, und auch der Erfolg, der Ruhm wird zuletzt nicht ausbleiben. Was verlangst du mehr?"

„Was ich verlange?" rief er mit trotzig herausforderndem Ton, als stünde er der Weltregierung gegenüber. „Das Glück verlang' ich, das Glück! Was ist denn sonst die ganze elende Komödie wert? Aber es ist mir versperrt, verriegelt, verrammelt. — Da! Da!"

Er war emporgeschnellt und zog mit einem wilden Ruck den verschlossenen Vorhang auseinander.

Der schmale Alkoven, der nun frei lag, enthielt die ärmliche Schlafstelle, und über derselben hing das wohlgetroffene Reliefporträt von Julie Sontag. — —

Lange blickte Heinrich unbeweglich auf das feingeschnittene, zarte und doch energische Profil, eingerahmt von dem glatt zurückgestrichenen Haar. Wie ernst, rein und selbstsicher waren diese Züge! Wie vertieft und herzlich ihre Wiedergabe durch den Künstler!

„Du liebst sie?" fragte er leise.

„Unsinnig, abgöttisch und — hoffnungslos." —

„Warum hoffnungslos? Warum?"

Der Bildhauer brach in ein unheimliches, heiseres Lachen aus. „Warum? — Weil ich kein Schuft bin, kein gottverfluchter Halunke!"

„Aber so heiratet euch doch!"

„Famoser Vorschlag. Hat nur einen kleinen Haken. Das wäre nämlich die größere Schurkerei. Soll ich diesen freien, unabhängigen Menschen hineinziehen in meine Misere? Wovon leben, was? Wovon leben? Von dem Sündengeld für die künstlerische Prostitution da werd' ich grad meine dringendsten Schulden bezahlen können. Oder soll ich darauf spekulieren, mich von ihr ernähren zu lassen? Sie verkauft ab und zu ein Bildchen. Auch so eine Art von Mitgift, was? Hättest du so etwas über dich gebracht?"

„Nein, das nicht."

„Wie sie jetzt dasteht in der Welt, so fest, so stolz, so auf ihren eigenen gesunden Füßen! Das ist ein ganzer Kerl, sag' ich dir. Alles in großen Linien! Wenn man die leben sieht, dann glaubt man ernsthaft, es gäbe gar nichts Ordinäres; nicht vorhanden; nicht denkbar! Dann kommt man sich selbst anständiger vor. Und daraus soll ich eine Hungerleiderin machen, eine Ehestandsmagd, die Windeln wäscht, Schreihälse in den Schlaf wiegt und Pfennige zusammenkratzt! Ein niederträchtiger Lump müßt' ich ja sein!"

„Aber was soll daraus werden?"

„Richtige Professorfrage! Keiner weiß, ob er morgen lebt oder tot ist — und was aus so etwas werden soll?! Elend werden wir sein — alle beide — so oder so."

Vergebens suchte Heinrich nach einer Erwiderung, einer Widerlegung. In seinem eigenen Inneren sah es heute zu trostlos aus, als daß er hier eitle Trostgründe zu finden vermocht hätte. Ostendingen hatte sich auf die Bettkante gekauert und starrte vor sich hin. So vergingen einige Minuten in Schweigen.

„Siehst du nun ein, daß du mir nicht helfen kannst?“ sagte der Bildhauer endlich mit gepreßter Stimme. „Kameradschaft, Jugendfreundschaft, hübsche Dinge das. Aber wenn die großen Schicksale kommen, die Scheidewege, die Lebenskämpfe — dann ist nicht mehr viel damit zu machen; dann steht jeder für sich allein. — Ich war der Pechvogel, du das Glückskind; ich habe die Niete gezogen und du den Treffer. Geh und überlaß mich meinem Neide.“

In Heinrich schoß der Gedanke auf: Jetzt wirst du ihm dein Herz ausschütten; jetzt wirst du ihm alles erzählen! In der nächsten Sekunde sah er die Unmöglichkeit einer solchen Beichte ein. Durfte er sie anklagen, die er selbst freiwillig auserkoren, mit der er fortan sein ganzes Leben zu teilen hatte? Auf der Hochzeitsreise über seine Enttäuschung, seine Ernüchterung jammern? Ja, hier stand auch er an der Grenze der Freundschaft. Ehre und Manneswürde geboten ihm, nach außen hin seine Ehe vor jedem Zweifel zu bewahren; alles andre hatte er mit sich selber auszufechten.

„Du bist doch glücklich? Hast doch allen Grund, es zu sein?“ fragte Osterdingen mit Nachdruck.

„Ja, ich bin sehr glücklich,“ erwiderte er und wunderte sich dabei, wie glatt ihm das von den Lippen ging. „Ich kann dir nur aus innerstem, wärmstem Herzen wünschen, daß auch du . . .“

„Weiß schon! Weiß schon! — Wollen es uns nicht schwer machen. Ich hab' zu thun; du hast jedenfalls auch noch zu packen. — Leb wohl!“

Heinrich stammelte noch einige Worte von frohem

Wiedersehen, von seiner stetigen Hilfsbereitschaft, seinen unveränderlichen Gesinnungen. Sie umarmten sich und hielten sich lange umschlungen; denn beide empfanden, daß dieser Abschied auch eine Trennung war.

Als Heinrich die enge, holperige Steintreppe hinabgestiegen war, lehnte er sich in dem dunklen Hausflur an den untersten Pfosten des Geländers und weinte bitterlich.

* * *

Zwischen Heinrich und Alice gab es keine Auseinandersetzung mehr. Er bewies in den letzten Stunden vor der Abreise ihren kleinen Wünschen die galanteste Willfährigkeit, und wenn ihr trotzdem seine Kühle nicht verborgen bleiben konnte, so hoffte sie, in der Heimat, in der Häuslichkeit alles wieder auszugleichen. Dort, in den gewohnten Kreisen des Daseins, in der behaglichen Umgebung und in dem ständigen Verkehr mit den Ihrigen würde er gewiß allmählich so werden, wie sie ihn wünschte. Er war ja eigentlich nur ein großes Kind, und wenn man es recht verstand, ließ er sich um den Finger wickeln.

Mama durfte natürlich von den wahren Ursachen der vorzeitigen Rückkehr nichts erfahren. Sie wollte ihr, wie der ganzen Familie, den römischen Aufenthalt in den sonnigsten Farben schildern und versichern, daß sie beide nur infolge des wachsenden Heimwehs sich zu einem früheren Aufbruch entschlossen hätten. Heinrich versprach, sie darin zu unterstützen; denn da er die Freudigkeit verloren hatte, so suchte er wenigstens den Frieden.

So schnell war der Traum zerstoben. So bald hatte die Romantik versagt. Und die traumlose Wirklichkeit

dehnte sich vor ihm aus wie eine weite, einförmige Steppe. Nichts Geheimnisvolles mehr darin, nichts Verschleiertes, nichts Unberechenbares. Es war alles genau zu übersehen — bis an das Ende.

Die vier Berliner Familien — die vierte war am Abend vorher richtig eingetroffen — ließen es sich nicht nehmen, dem jungen Paar vom Hotel zu dem benachbarten Bahnhof nachzufolgen. Es war eine kleine Karawane. Auf dem Perron angelangt, umringten sie in malerischem Halbkreis das Coupé und vermehrten das zahlreiche Handgepäck noch durch eine stattliche Kollektion von Blumensträußen. Man war äußerst heiter, gesprächig und witzig, gab den Scheidenden allerlei Grüße und Aufträge mit und hoffte, sie, wenn man selbst heimgekehrt sei, recht bald zwanglos bei sich empfangen zu dürfen.

Das Signal ertönte. Händeschütteln, Abschiedsrufe, Tücherschwenken, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Er rollte dröhnend am Tempel der Minerva vorüber und verließ das Weichbild der ewigen Stadt, um die Hochzeitsreisenden in die Heimat zurückzuführen — wieder zwei Menschen mehr, welche die lange, lange Lebensfahrt Seite an Seite unternehmen, ohne zu einander zu gehören.

LG
F9624ke

38348

Author Fulda, Ludwig

Title Lebensfragmente.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU